Die Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der

Philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Bonn

Von

Werner Busch

aus Birkenfeld/Nahe.

1937

Druckerei u. Verlag wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch, Würzburg

Referent:

Professor Dr. Carl Enders.

Korreferent:

Professor Dr. Karl Justus Obenauer.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn kommt nur ein Teil der Arbeit zum Abdruck. Die Dissertation erscheint gleichzeitig als 2. Heft der Schriftenreihe „Deutsche Studien zur Geistesgeschichte", herausgegeben von Prof. C. Enders, Bonn, im Verlag Konrad Triltsch, Würzburg. Ein vollständiges Exemplar der Arbeit befindet sich auf der Universitätsbibliothek in Bonn.

Meinen lieben Eltern

Anordnung der Arbeit.

Seite

Einleitung: Der junge Schiller — Selbstbetrachtung und Selbstdeutung — Der Wert der Selbstzeugnisse — Chronologischer Abriß 1

I. Teil.

Die Motive der Selbstbetrachtung.

1. Kapitel: Selbstkenntnis 7

2. Kapitel: Das Ethos 8
Das Motiv des Herzens — Das Motiv der Höherentfaltung. Streben und Feuer — Die Freundschaft — Die Liebe — Die Sendung — Die Freiheit.

3. Kapitel: Das Pathos 18
Das Motiv des Schicksals — Die Widerstände — „Der Norden des Geschmacks".

4. Kapitel: Das Persönlichkeitsbewußtsein 23
Der Wechsel der Gefühlslage: Optimismus, Pessimismus — Selbstvertrauen, Selbstsicherheit — Selbstbewußtsein — Ruhm, Ehre, Name — Das Verhältnis zu den Mitmenschen — Ökonomische Überlegungen — Der Beruf.

5. Kapitel: Kampf oder Flucht 41

6. Kapitel: Die Religiosität 42

7. Kapitel: Der Dichter 44
Das künstlerische Werden — Die Struktur des Künstlertums — Der Inhalt der dichterischen Sendung.

Zusammenfassung des I. Teils 50

II. Teil.

Die Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller in seiner Dichtung. 55

8. Kapitel: Schillers Selbstgestaltung in seinen Gedichten . . . 57

9. Kapitel: Schillers dramatische Selbstschilderung in den Räubern: Karl Moor 66

10. Kapitel: Die Selbstschilderung im Fiesko: Der Graf von Lavagna 73

11. Kapitel: Die Selbstschilderung in Kabale und Liebe: Ferdinand von Walter 77

12. Kapitel: Die Selbstschilderung im Don Carlos: Carlos und Posa 80

III. Teil.

Die Grundlagen der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller. 87

13. Kapitel: Die Beziehungen der Schillerschen Selbstschau zur Zeit 87

14. Kapitel: Allgemein jugendliche Züge der Schillerschen Selbstschau 111

Schlußbetrachtung 112

Einleitung.

Der junge Schiller: — Eine Arbeit über den jungen Schiller bedarf zunächst einer näheren Bestimmung dessen, was wir unter „jung" verstehen wollen. Wie lange wollen wir Schiller einen „jungen" nennen und von wo an den reifen oder gereiften Dichter in ihm sehen?

Je nach den Einteilungsprinzipien sind mehrere Antworten möglich. Einmal könnte man — und sicher mit Recht — sagen, daß Schiller noch auf seinem Sterbebett in Wollen und Streben, in seiner ganzen Idealität, ein „junger" Schiller sei[1]). Andererseits könnte man dagegen halten, daß schon die Philosophie des Akademieschülers deutliche Züge der Reife trage[2]).

Man kann aus Gründen der inneren und äußeren Ökonomie zu anderen Einschnitten kommen. So ließe sich das Verlassen des süddeutschen Raumes und die Reise nach Leipzig und Dresden oder aber die Übersiedlung von Dresden nach Weimar aus äußeren, z. T. auch aus inneren Gründen als der Schnitt zwischen Jugend- und Mannesreife ansehen. (Vgl. M. Hecker, F. Jonas, J. Minor). Mit mehr Recht aber glaube ich, mit K. Fischer, H. Cysarz, H. Brandenburg u. a. diesen Einschnitt in den Anfang des Jahres 1789 legen zu dürfen. Denn hier befindet sich eine für den äußeren wie inneren Ablauf des Schillerschen Lebens gleich wichtige Zäsur: — Mit der Berufung nach Jena auf den Lehrstuhl für Geschichte nehmen die Lehr- und Wanderjahre ihr Ende. Für ein volles Jahrzehnt bleibt jetzt Jena Schillers Heimat. Im gleichen Jahre vollendet er sein dreißigstes Lebensjahr und erreicht damit das Alter, von dem H. Cysarz sagt, daß es einen zum Vater mache, auch ohne daß man Kinder habe. Er meint damit, daß es einem ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl der Gegenwart und vor allem der Zukunft gegenüber gebe, worin erst das eigentliche Mannestum beschlossen sei. Ein Zeichen dieses Wandels ist, abgesehen davon, daß sich Schiller bald mit seiner Familiengründung auch rein physisch in die Kette der Generationen einreiht, sein Übergang zur Geschichte als dem Hauptbeschäftigungsziel. Er bedeutet ein mutiges Sichstellen gegenüber aller menschlichen Lebenswirklichkeit. Innere

---

[1]) „Eines nur wissen wir: der so von Stufe zu Stufe emporgestiegen ist, ohne die Möglichkeiten seiner Entwicklung zu erschöpfen, er stand noch vor der Pforte des Todes als junger Schiller." (M. Hecker. 1909. VIII. f.).

[2]) „Den Jahren nach jung, dem Geiste nach gereifter Mann." (A. Streicher 1836. 37).

Notwendigkeit ist die Triebfeder dazu, wenn auch äußere Notdurft gleichzeitig mit im Spiel ist.

Das vergangene Jahr 1788 hat nach einer starken Krise im ersten Halbjahr Schiller in Rudolstadt im Umgang mit Karoline und Charlotte von Lengefeld die notwendige Klärung gebracht. Was lange unaussprechbar und wirr in ihm lebte, wird nun faßbar, greifbar, prägbar. Sein Verhältnis zur Gesellschaft verliert die Unsicherheit; Schiller gewinnt ihr gegenüber seine innere Freiheit. Die Vergleichung mit Goethe hat nicht mehr nur das negative, beängstigende Ergebnis für ihn; auch ihm gegenüber sieht Schiller seinen Eigenwert. Die Erkenntnis von seiner wenigstens vorübergehenden Mission und Aufgabe in der Geschichtsschreibung und ihrer Notwendigkeit für die Förderung seines Bildungsganges wird fest. Das künstlerische Programm erhält in den „Künstlern" eine zielweisende Formulierung.

So hat Schiller die Hast und Unausgeglichenheit der Jugendjahre hinter sich gebracht und steht, nicht als Vollendeter, aber als ein Sich-Vollendender an der Schwelle seines Mannesalters. Noch harrt auf ihn die Auseinandersetzung mit Kant und der gemeinsame Gang mit Goethe, damit er zur letzten Reife aufsteigt.

S e l b s t b e t r a c h t u n g u n d S e l b s t d e u t u n g : — Auch das müssen wir bestimmen, was wir unter Selbstbetrachtung und Selbstdeutung verstehen wollen.

Die vorhandenen Querschnitte durch Schillers Selbstzeugnisse legen alle den weiteren und umfassenderen Begriff der „Selbstcharakteristisk" und des „Selbstbekenntnisses" zugrunde. Selbstbekenntnis ist mehr und etwas anderes als Selbstbetrachtung, und doch ist der Gegensatz zwischen beidem fließend und schwer bestimmbar. Selbstbekenntnis braucht nicht Selbstbetrachtung zu sein, ist es hingegen oft. Umgekehrt ist Selbstbetrachtung immer, sobald sie sich mitteilt, Selbstbekenntnis und Selbstcharakteristik.

Wir wollen in unserer Arbeit die Grenzen der Selbstbetrachtung nicht zu eng ziehen, sondern darunter alle Aussagen des Ichs über das Ich und vom Ich verstehen. Wir wollen uns nicht auf die Stellen beschränken, an denen sich das Ich für sich sieht. Die weite Grenzziehung ist notwendig, da im bestimmten Fall die reine Selbstreflexion des bewußten Ichs nur sehr selten ist, im übrigen aber in eine breitere Schicht von Selbstdarstellung hineinragt.

Unter Selbst d e u t u n g verstehen wir eine Art Ergebnis der Selbstbetrachtung. In ihr treten die einzelnen Farben zum Bild zusammen. Selbstbetrachtung und auch in engerem Maße Selbstdeutung finden wir vornehmlich in den Briefen.

Zu ihnen stellen wir die Selbstschilderung in den philosophischen Schriften und die zerstreuten Verlautbarungen des Journalisten und Theaterdichters in Ankündigungen, Hinweisen und Selbstrezensionen.

In dieser ersten Gruppe, die im Vordergrund unserer Untersuchung stehen soll, sehen wir eine mehr oder weniger direkte

Selbstbetrachtung, der wir die indirekte Selbstbetrachtung der Dichtung gegenüber stellen. Besonders in den Helden der vier Schillerschen Jugenddramen finden wir eine Gestaltung und somit Selbstdeutung des jungen Dichters.

Ziel unserer Darstellung bei alledem soll zunächst und in erster Linie das Bild sein in allen seinen Zügen. Wir wollen es auffinden und die Einzelmotive der Selbstcharakteristik des jungen Schiller beleuchten. Erst am jeweiligen Motiv wird das Selbstbildnis faßbar und lebendig. Auf diese Weise können wir auch am ehesten dem zeitlichen Wandel des Bildes gerecht werden.

Demgegenüber bedeutet seine Selbstgestaltung in seiner Dichtung und besonders in den dramatischen Frühwerken eine Zusammenfassung und Verwirklichung dieser Einzelzüge auf einer gehobenen Ebene. Hier erscheint wieder der ganze Mensch. Was in den Briefen nur aus der Stellungnahme zu etwas deutlich wird, erleben wir hier als eine Selbstzeichnung der konkreten eigenen Person.

Ein dritter Teil wird dann diesem Bild den nötigen historischen und geistesgeschichtlichen Rahmen geben.

Den eigentlichen Sinn und Gehalt unserer Darstellung möchten wir in der Richtung auf das wahre, auch uns heutigen Menschen lebensnahe Schillerbild sehen. Dadurch erhält sie einen irgendwie monographischen Charakter.

Wert der Selbstzeugnisse: — Was den Wert der Selbstzeugnisse des jungen Schiller für unsere Arbeit anlangt, so stehen die Briefe an erster Stelle [3]). Sie sind für uns unmittelbarster Ausdruck seiner ganzen Seele und seiner Art, sich selbst zu sehen, zu deuten und zu beurteilen. Abgesehen davon, daß ein Mensch wie Goethe Schillers Briefe für das „Vortrefflichste" hält, was Schiller geschrieben, und das „schönste Andenken", was er ihm hinterlassen habe (an Eckermann am 18. 1. 1825), so spricht auch Schillers eigene Äußerung für ihren Wert: „Ein Brief ist allenfalls der einzige Platz, wo man ganz wahr sein kann, und es also auch sein soll; ein Brief, der das nicht ist, ist ein armseliges Ding und eine Last, die man sich auflädt". (2. 1. 89. J. 358) [4]). Zwar kennt auch Schiller selbst, ebenfalls in seinen Briefen, Einwendungen gegen ihren absoluten Wahrheitsgehalt. Aber wichtig ist, daß damit der subjektive Wahrheitsgehalt nicht angetastet wird. Denn die Verse, die z. B. A. Joost [5]) als scheinbares Gegenargument anführt:

---

[3]) Die „Gespräche" sind, wenigstens was den jungen Schiller betrifft, keine unmittelbare Selbstcharakteristik und haben fast nur biographischen Wert, so daß sie hier unberücksichtigt bleiben können.

[4]) Ich zitiere Schillers Briefe nach der Ausgabe von Fritz Jonas (J.) und seiner Zählung.

[5]) A. Joost. „Schillers Persönlichkeit in seinen Briefen". Schulprogramme. Lyck. 1905.

„Schlimm, daß der Gedanke
Erst in die Elemente trockener Silben
Zersplittern muß, die Seele zum Gerippe
Verdorren muß, der Seele zu erscheinen"
(15. 4. 86. J. 158),

sind mehr ein Ausdruck für das gesamte Wortproblem und jede Sage-Not, mit der z. B. in der gleichen Lage der Dichter des „Bettler", R. J. Sorge, in so ausgesprochenem Maße ringt [6]), und worunter die Romantiker insbesondere, aber auch Goethe, Nietzsche, wie alle unsere großen Dichter irgendwie gelitten haben [7]).

Die angeführten Verse sind nicht die einzigen Belege für diesen Zweifel an jeder Mitteilbarkeit seines tiefsten Innentums. So schreibt er den Schwestern Lengefeld: „Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte! Es läßt sich gar wenig sagen und schreiben noch weniger." (Sept. 88. J. 316).

Schillers andere Behauptung, er komme sehr ungern auf sich zu sprechen, wenn ihm wohl sei, so begnüge er sich damit, und im andern Falle sei es doppelt unnötig, darüber zu reden (8. 1. 83. J. 43), wird durch die vielen vorhandenen Selbstzeugnisse entschieden widerlegt. Wir können vielmehr, trotz dieser Einwendungen, sagen, daß Schiller eine ausgesprochene Fähigkeit besitzt, sich aus sich herauszustellen und sich gegenständlich zu betrachten. Ein anderes bedeutet die Tatsache, die wir nicht übersehen dürfen, daß solche brieflichen Äußerungen doch oft sehr stark von der augenblicklichen Stimmung und von vorübergehenden Gefühlslagen bestimmt sind [8]). Auf diese Weise haftet den Briefbetrachtungen natürlich auch in starkem Maße das Zufällige an. Die Selbstspiegelung ist in ihnen ja nicht Selbstzweck, sondern nur durch andere Momente ausgelöste Zugabe. Es fehlt so notwendigerweise die letzte Rundung der Ergebnisse, weil Lücken in diesem beiläufigen Selbstporträt bleiben. Dies gilt sowohl für bestimmte Seiten der Person Schillers als auch für bestimmte Zeiten im chronologischen Entwicklungsverlauf. Bei allem ist daher zu betonen, daß der Wahrheits- und Wirklichkeitswert der Selbstbetrachtung in den Briefen des jungen Schiller mehr in einer Wiederholung als in der einzelnen Äußerung liegt, mehr in der Häufung als in der Einzelgültigkeit. Erst die Summe gibt den Brief-

[6]) „Ich fühle es in mir, brennend, das Unaussprechbare, (mit zerbrechender Geste) es ist unaussprechbar. Keine Kunst kann es wirklich werden lassen. . . Was soll werden! . . . Der Fluch! Der Fluch!" . . . usw. „Bettler". 1919. 154.

[7]) Vgl. auch Klopstock an Meta Möller (am 9. 5. 1757): „Doch ich hasse die Sprache, die von der Gegenwart unbeseelt ist, ich hasse diese halbe Sprache und will weiter kein Wort mehr sagen". („Briefe von und an Klopstock". Hrsg. von Lappenberg. 1867. 187.)

[8]) Darauf weist Schiller am 15. 11. 89 (J. 450) selbst hin: „Das ist überhaupt ein übler Umstand beim Briefschreiben. Das Gemüt ändert sich oft schneller, als der Brief an Ort und Stelle kommt, und man weiß den andern in einem Irrtum, den man ihm selbst gegeben hat, ohne ihn sogleich wieder daraus reißen zu können."

bekenntnissen einen grundlegenderen Wert. Einzeläußerung und Gesamtbild dürften etwa im gleichen Verhältnis zueinander stehen wie in der Meteorologie das Wetter zum Klima. Erst aus dem mannigfachen Verlauf des Wetters im Gang der Monate und Jahre bietet sich uns ein klares Bild des Klimas. Aber ohne dieses Auf und Ab des vielfachen Schwankens würden wir nie vom Klima reden können. Wetter und Klima sind nie identisch. Aber ohne Wetter gibt es kein Klima. Und auch der andere Schluß gilt: Aus der Abfolge des Wetters können wir leicht das Klima charakterisieren und bestimmen. Diesen Vergleich brauchen wir nur auf die Selbstzeichnung des jungen Schiller in seinen Briefen zu übertragen: Aus der Summe der Einzelzüge müssen wir uns sein Selbstporträt zusammensetzen.

Das ist der eine Weg zur Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller, den wir zunächst und eingehender beschreiten wollen. Der andere Weg führt über die Dichtung. Geben uns die Selbstbetrachtungen in den Briefen, was die Breite des darin erfaßten Lebens, was die Fülle der Einzelmotive anlangt, das umfassendere Bild, so birgt die Dichtung die komplexere Selbstwiedergabe. Es wächst die Abrückung von der empirischen Eigenwirklichkeit, zugleich aber auch mit der Stilisierung und Überhöhung die Verdichtung des Bildes. Intensität steht also hier der Extensität in den Briefen gegenüber. In beiden Bildern lebt der „eigentliche" Schiller. Und deshalb werden wir die direkte Selbstbetrachtung der Briefe nicht in Gegensatz setzen zu der mehr indirekten Deutung der Dichtung, sondern versuchen, beide Bilder zu einem einzigen zu ergänzen.

Chronologischer Abriß: — Die Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller ist nicht zu trennen von seiner Lebensgeschichte. So möge ein kurzer Abriß seiner äußeren und inneren Entwicklung auf die folgenden Erörterungen vorbereiten:

Man kann die Jugendzeit Schillers mit gutem Recht in vier Abschnitte unterteilen: 1. Abschnitt: bis 1780, 2. Abschnitt: 1780—1782, 3. Abschnitt: 1782—1785, 4. Abschnitt: 1785—1789.

Der 1. Abschnitt umfaßt die Zeit der frühen Jugend, die Zeit der Ausbildung und gläubigen Gottrunkenheit und eines frohen Optimismus. An das Ende dieser Phase, in das Jahr 1780 fällt die erste große Krise seines Lebens. Sie wird ausgelöst durch die Verlängerung seines Akademieaufenthaltes um ein weiteres Jahr und das dadurch in ihm aufkommende Empfinden knechtischer Bedrückung. Innere Ratlosigkeit erfaßt ihn, die ersten Zweifel am Leben werden wach.

Der 2. Abschnitt zeigt den Durchbruch von Skeptizismus und Materialismus durch seinen ursprünglichen Idealismus. Ironie, Satire und Zynismen charakterisieren den Entwurzelten. Aber immer wieder flammt der alte Optimismus in Stunden der Begeisterung und Erwärmung auf, so besonders im Laura-Erlebnis.

Der 3. Lebensabschnitt beginnt mit der Flucht nach Mannheim. Vielfache Enttäuschungen des Heimatlosen werden nur irgendwie aufgewogen durch das Gefühl seiner Freiheit und seines Selbstbestimmungsrechtes. Optimismus und Pessimismus wechseln ab je nach den Lagen, in denen sich der junge Dichter gerade befindet. Gleichwohl hält ihn der eiserne Wille aufrecht, alle Folgen der Flucht durchzubeißen, wie auch der Ehrgeiz, die Verschlechterung seiner Lebensgrundlagen nach außen nicht sehen zu lassen. Am Ende der Mannheimer Zeit, durch die unglücklichen Erfahrungen der Liebe und des Lebens hervorgerufen, ist jedoch der Rückfall in den Pessimismus wieder vollkommen. Schiller erlebt seine zweite große Krise. Mit dem nicht zu begreifenden Glauben eines Traumtrunkenen aber greift er nach der letzten Hoffnung, die ihm noch einen Ausweg zeigt: Er folgt der Einladung Körners.

Der 4. Abschnitt: — Mit der Übersiedlung nach Sachsen beginnt die eigentliche Zeit seiner reifenden Jugend. Im „Lied an die Freude" bricht noch einmal der Optimismus der frühen Jugend durch mit seiner ganzen Gott- und Allgläubigkeit. Dann beginnt vor allem in der Auseinandersetzung mit dem philosophischen und gereifteren Körner die Umschmelzung des inbrünstig geglaubten Weltbilds in eine vernunftmäßigere Weltdeutung. An die Stelle früherer transzendentaler Vorstellungen tritt jetzt eine idealistisch gefaßte Immanenz, ein Verzicht auf den Gott über den Sternen zu Gunsten einer Theodizee der Welt und ihrer vernünftigen Gesetzmäßigkeit. Mit innerer Notwendigkeit führt dieses immanente Denken zur Geschichte. Eine dritte Krise läuft mit diesem Suchen nach einer neuen Weltdeutung parallel. Sie hat ihre Quelle in der durch den weltanschaulichen Umbruch bedingten Unsicherheit, zugleich aber auch in dem ihn bedrängenden Verantwortungsgefühl gegenüber seiner Sendung. Beide Gründe reißen ihn mehr triebhaft — genau wie vorher in seinem Wechseln von Mannheim nach Sachsen — von Dresden los und führen ihn nach Weimar. Hier gewinnt die Krise noch ihre dritte Seite hinzu in der unumgehbaren Klärung seines Verhältnisses zur Gesellschaft wie überhaupt zu seiner Umwelt. Die zeitweilig allzustarke Angleichungstendenz schlägt nun allmählich um in den Rückzug in die persönliche Eigenständigkeit. Nur noch die Frau ist ihm als Gefährtin möglich. Indem er sie findet, im Sommer 1788, gewinnt Schiller auch wieder Selbstsicherheit, Ruhe und Selbstüberzeugung. Jetzt vermag er auch eine Gestalt wie Goethe in rechtem Verstehen zu würdigen, ohne sich selbst aufgeben oder erniedrigen zu müssen. Wenn Schiller jetzt den Lehrstuhl in Jena besteigt, dann hat er zwar noch nicht sein endgültiges Welt- und Lebensbild gefunden, wohl aber sind sämtliche Voraussetzungen erfüllt, die ihn zur Auseinandersetzung mit Kant und darüber hinaus zu seiner menschlich-dichterischen Sendung befähigen. Der junge Schiller ist in sein Mannesalter eingetreten.

I. Teil.

Die Motive der Selbstbetrachtung.

1. Kapitel: Selbstkenntnis.

Wahre Selbstbetrachtung und Selbstcharakteristik schaffen und setzen gleichzeitig Selbstkenntnis, ein gefühlsmäßiges Wissen um sein Eigensein, voraus. Schon der frühe Schiller besitzt sie in außergewöhnlichem Maße. Die ganze Erziehung in Schillers Akademiejahren hatte ja dazu den Grund gelegt, war doch die Entfaltung der Menschenkenntnis bei den Zöglingen seiner Karlsschule ein pädagogisches Hauptziel des Herzogs. Dahin zweckte der breite Raum, den die Psychologie in ihrem Lehrplan einnahm, und ebenso die Übung, Berichte über die Kameraden von den Schülern zu verlangen. Schillers medizinische Studien mußten dazu noch Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung vertiefen.

Es ist erstaunlich, wie klar und sicher z. T. der Fünfzehnjährige schon über seine Kameraden urteilt und dadurch auch sich selbst in seinen Vorzügen und Nachteilen charakterisiert, wenn er auch dem Herzog beteuert, er sei „viel zu unwissend, viel zu unerfahren", um sich selbst zu kennen und seine Mitschüler beurteilen zu können. (I. 13. 1774) [1]).

In den „Berichten von den Krankheitsumständen des Eleven Grammont". (I. 109ff. 1780) liefert er einen weiteren Beweis für seine Veranlagung zur besonderen Analyse von Seelenzuständen. Es ist zu vermuten, daß uns Schiller hier einen Einblick in sein eigenes Innere gibt. Aber auch abgesehen von dieser Fähigkeit, sich selbst beurteilen und deuten zu können, ist der junge Schiller schon früh von der Notwendigkeit der Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis überzeugt. Der wahren Freundschaft mißt er so einen wesentlichen Sinn in der Förderung der Selbsterkenntnis des einzelnen bei. Im übrigen hat er sich öfters darüber ausgesprochen; so in seinem Vortrag über die Schaubühne: „Dann nur, wenn wir uns selbst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urteil zu leiden, durch Bewunderung aufgeblasen oder durch Gering-

[1]) Die Zitate mit römischer Ziffer und Seitenangabe beziehen sich auf K. Goedekes hist.-krit. Ausgabe der Schillerschen Werke, 1867—76.

schätzung feig zu werden". (III. 509. 1784) [2]). Selbsterkenntnis ist ihm die erste Voraussetzung für jede Höherentfaltung und Selbstvervollkommnung. Schiller fühlt deutlich schon als junger Mensch die Verantwortung, die er nach dieser Seite hin trägt.

In den Tagen der Krise stöhnt er oft wie unter einem Alb darüber, daß er das chaotische Hin und Her, die ganze Unbestimmtheit in seinem Innern nicht klar zu überschauen vermag. So klagt er am 7. 1. 88. (J. 240) über seine augenblickliche Unfähigkeit, seine Gedanken und Erfahrungen über sich selbst meistern und darstellen zu können. Im ganzen aber zeigen alle Briefe des jungen Schiller, wie tief er doch in sein Inneres hineinzuschauen vermag. Der harte Lebensgang allein schon bewirkt, daß er „oft in den Fall gekommen ist ..., über seine Seele zu denken". (26. 10. 87. J. 227). Und er ist auch, abgesehen von seinen eigentlichen Briefen, in seinen reiferen Jugendjahren sehr wohl von seinem Wissen um sich überzeugt. So legt er Körner in seinem ersten Brief an ihn sein ganzes Innere dar und kommt allen Zweifeln an dem entworfenen Bild, in erstaunlicher Selbstgewißheit, mit dem entschiedenen Satz zuvor: „Denn ich b i n dieser Mensch". (10. 2. 85. J. 125). Und so schreibt er an Huber: „Es kann wohl sein, daß Du mich nicht verstehst, aber i c h verstehe mich schon". (1. 5. 86. J. 162). Noch deutlicher spricht er diese Gewißheit an Reinwald aus: Er wisse wohl, wie viel und wie wenig er zum Glücklichsein brauche; denn — „ich kenne mich besser als vielleicht tausend anderer Mütter Söhne sich kennen". (25. 3. 85. J. 129).

2. Kapitel: Das Ethos.

Tiefe der Empfindung kennzeichnet die Selbstbetrachtung des jungen Schiller, und das Motiv des Herzens durchsetzt sie und gibt den Grundakkord ab, zu dem alle Spiegelungen und Deutungen des eigenen Selbst irgendwie im Verhältnis stehen, im gleichen Verhältnis etwa wie die Vielfalt eines Orchesters zu ihrer Basis im Contrabaß. Das Motiv des Herzens liefert jene Begeisterung, die zur Höherentwicklung, zum Aufwärtsstreben hindrängt und im Symbol des Feuers einen gleichwertigen Ausdruck findet. Hier sind die Quellen, die Freundschaft und Liebe speisen, die auf den Dienst für die Menschheit verpflichten, die dem Freiheitsempfinden seine kämpferische Kraft geben und dem vor die Welt Tretenden Gefühl für die Verantwortung gegenüber seiner Sendung verleihen.

---

[2]) Und so denkt Schiller auch noch 1802, wo er sich im Gespräch über den Nutzen der Selbstbeobachtung so äußert: „Es ist nicht zu berechnen, welchen Vorteil wir hätten, gewöhnten wir uns, bestimmt eine Stunde des Tages mit inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kenntnis von unserm Innern, dann ist ein ernster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vervollkommnung geschehen." (Schillers Gespräche. 1911. 336).

Das Ethos des jungen Schiller der Selbstbetrachtung ist vorwiegend ein Ethos des Herzens.

Im folgenden seien nun die Motive, die das Ethos des jungen Schiller besonders spiegeln, einzeln dargestellt.

Das Motiv des Herzens: — Das Motiv des Herzens durchzieht fast alle Briefe des jungen Schiller. Immer wieder wiederholt sich die Berufung auf sein Herz als das Eigenste und Tiefste, was er besitze. Es ist die Mitte, von der er aus zu allen Dingen Stellung nimmt, und von wo aus auch er selbst stets beurteilt und bewertet sein möchte. In dem Auf und Ab, in dem Hin und Her seiner Wanderschaft sieht er in ihm das statische Moment. Mag das Schicksal und die äußeren Umstände ihn noch so sehr bestimmen und beeinflussen, sein Herz bleibt das gleiche. (1. 1. 84. J. 93; 20. 1. 88. J. 242.).

Sein „gutes Herz" spielt er schon 1774 gegen seine Untugenden aus. (I. 25.). Und Scharffenstein kann ihm nicht weher tun, als wenn er die Lauterkeit seines Herzens in Zweifel zieht. Der Schmerz darüber spricht aus allen Zeilen seiner beiden Briefe an diesen Mitschüler und an Boigeol. Daß er trotzdem „das wahre Gefühl des Herzens" besitzt, will er in der Stunde seines Todes beweisen — „wo es bloß auf mein Herz ankommt". (1778. J. 3). Immer wieder betont der junge Schiller gerade die Echtheit und die Wahrheit seines Fühlens. Es sind keine „auswendig gelernten Gemeinsprüche, die ich Ihnen vorlege, es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens", so beteuert er dem Hauptmann von Hoven. (15. 6. 80. J. 4.). Sein „warmes und redliches Herz" soll das aufwiegen, was ihm an glänzenden Gaben abgehe. (9. 6. 83. J. 76). Ein sorgloses Schicksal kann er Margarete Schwan bei seiner Werbung nicht anbieten, aber ein würdiges Herz, wie es niemand zu übertreffen vermag. (24. 4. 85. J. 131). Daß ihn am guten Willen seines Herzens niemand übertreffen kann, beteuert er auch am 13. 10. 88 (J. 327) Lotte v. Lengefeld: „Bessere als ich (so!) finden Sie überall, aber ich fordere jeden heraus, ob ers besser als ich mit Ihnen meint". An dieses Letzte in sich, das ihm die Not noch nicht zerschlagen hat, glaubt er mit unerschütterlichem Vertrauen. Um so mehr empfindet er, wie ihn alles Halbe seiner ungefestigten Existenz im Grunde unberührt läßt, und wie sein Herz bei allem „kalt und leer" bleibt. (25. 5. 84. J. 10). Der Gram vertrockne sein Herz, die wenigen Freuden aber, die er bis jetzt genossen habe, habe er alle — und das sei das Stolzeste, was er über sich sagen könne — nur seinem Herzen zu danken. (7. 12. 84. J. 120).

Immer wieder taucht jetzt in den Jahren 1784 und 85 die Klage um die Leere in seinem Herzen auf. Entweder fehlt es ihm an dem freundschaftlichen Verkehr, der seine Seele füllt, oder aber er findet nicht die Ruhe zur Selbsteinkehr. (10. 2. 85 J. 125). Beides macht ihn traurig, denn die Gewißheit bleibt ihm, daß nur der Mensch, der den wahren Enthusiasmus des Herzens besitzt, zum Größten berufen ist. (17. 5. 85. J. 132).

Körner mag wohl die primär entscheidende Rolle des Herzens bestritten haben. Jedenfalls soll nun auch der Verstand sein Recht erhalten. „Ein erleuchteter Verstand veredelt auch die Gesinnungen. Der Kopf muß das Herz bilden." (IV. 31. 1786).

Am Ende seiner Jugendjahre steht der reife Schiller, der immer noch ganz dem Herzen verpflichtet ist, wenn auch der Glaube an die Unbedingtheit seines Fühlens sich geläutert hat. Er weiß um die Gefahren, die seinem Herzen drohen. Er fürchtet dabei die Widerstände der äußeren Welt weniger als das „Abarbeiten seiner Empfindungen". (14. 9. 87. J. 218; 7. 1. 88. J. 240). Doch mit der Erkenntnis, daß „in uns selbst die Quelle von Schwermut und Fröhlichkeit" liege, erringt er seinem Herzen die innere Freiheit gegenüber der erdrückenden Wucht der Widerstände und der eigenen Melancholie.

Das Motiv des Herzens zieht sich so durch die ganze Jugend hindurch und ist noch dem Schiller der Reife eigen. Aus dem enthusiastischen Überschwang wird durch die Läuterung in den Erfahrungen von außen und innen eine ausgeglichenere Haltung, die aber an ihrer heroischen Alternative nichts einbüßt.

Das Motiv der Höherentfaltung. Streben und Feuer: — Aus der Glut des Herzens entspringt die Sehnsucht, über die kleine irdische Existenz hinaus höher zu steigen. Dieser Drang ist als Sehnsucht, in den früheren Jahren in stärkerem Feuer, dann mit der größeren Reife sich dämpfend, vorhanden, ohne klaren Umriß, mit dem Gefühl der Sendung eng verschwistert, über deren konkreten Inhalt Schiller in dieser Zeit ebensowenig Klarheit gewinnt. Diese Sehnsucht ist getragen von einem religiösen Pathos. Aber dieses religiöse Pathos spiegelt keine eindeutigen religiösen oder wirklichen Vorstellungen. Es ist ebenso unbestimmt wie die Sehnsucht selbst.

Der junge Dichter empfindet lebhaftes Ungenügen an aller bescheidenen irdischen Wirklichkeit. Mit jugendlicher Glut verlangt er inbrünstig über alles Stoffliche und Mechanische hinaus. Ein echt jünglingshaftes Begehren lebt in diesem Wollen, und so spricht Schiller auch von sich als einem „Jüngling", von seinem Zustand als dem der „Glut" und des „Feuers", und von der „höheren Welt", der „Ewigkeit" als seinem Ziel. Am deutlichsten redet dieses Ethos des jungen Menschen aus den Worten Selims an den Greis (in dem Dialog „Der Jüngling und der Greis" II. 291—94. 1782).

„Ein begeisterndes Getöse, eine Tatenahnung, Almar, die Seele schwillt mir!" „Oft war Ruhe meine Sehnsucht, ich nannte mich töricht, nach Phantomen zu jagen ... aber, o Almar! was sind wir für zweideutige Geschöpfe! Ruhe ist nicht die Bestimmung unserer Natur, unaufhaltsam lispelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten dunklen Szenen. Unter grauen Haaren würd ich mich feige schelten, hätt ich, gleitend ins unbekannte Land, nur die Hälfte meines Weges zurückgelegt, indessen vorwärts und um und um Regionen blühten, die ich öde gelassen." „Laß mich warm da-

von reden: ich zittere vor dem Augenblick, wo ich ohne Wunsch und ohne Hoffnung entschlummern und erwachen müßte. Unaufhaltsames Streben ist das Element der Seele." „Ich weine, nur ein Mensch zu sein, ich jauchze, ein Gott sein zu können." „Laß es auch Phantome sein, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab." „Neue erhabene Ziele winken mir entgegen, meine Laufbahn ist die Ewigkeit." So zeichnet hier der junge Schiller sein zukunfts- und weltstürmendes Ebenbild.

Die Kraft Karl Moors beseelt ihn: „In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gerne in dieser holprichten Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll." (8. 1. 83. J. 49). Einen jungen Menschen nennt er sich W. v. Wolzogen gegenüber, „der ebenso oder noch ungestümer glüht als Sie." (25. 5. 83 J. 73).

Aber dann verliert sich dieses Pathos mehr und mehr, das Zukunftsideal wird weniger kraftgenial, weniger sturm- und drängerisch gesehen, die Zielsetzung wird ruhiger und menschlicher: „Wir wollen uns beide besser und edler machen," schreibt er jetzt an H. v. Wolzogen. (28. 7. 83. J. 83). „Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt der Mut, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Welt." (III. 309. 1784.).

Das Wollen wird entschlossener, realer: „Laß unsere Herzen sich jetzo männlich anschließen aneinander, wenig projektieren und desto fruchtbarer handeln." „Begeisterung gehört zu dem bessern Mann, aber sie vollendet ihn nicht." Trotzdem gilt auch jetzt noch: „Enthusiasmus bleibe stets unsere erste treibende Gewalt", aber er will ihn jetzt nur im abgewandelten, wirklichkeitsnahen Sinne verstanden wissen. (5. 10. 85. J. 144). Zur ursprünglichen Glut tritt die „Einsicht des Besseren". Das Ziel: Geistig-wachsen, größer-werden bleibt. (22. 9. 87. J. 214).

Die Freundschaft: — Im Freund sieht der junge Schiller den Gefährten im Aufstieg. Nur soweit die Freundschaft seine Höherentfaltung und Selbstvervollkommnung zu fördern vermag, hat sie für ihn einen Sinn. Und diese Anschauung begleitet seine ganze Jugend. Noch 1787 fordert er von dem Freunde das gleiche wie in seinen früheren Jahren: vor allem eine „blühende Seele". Denn — „Deine Seele ist mein Freund", erklärt er Huber, „wenn diese abwelkt, so habe ich meinen Freund verloren." (26. 10. 87 J. 227).

Schon in seinem Brief an Scharffenstein (1778 J. 2) spricht er davon, wie er in diesem Freund den „klügeren", „erfahreneren" und „gesetzteren" Menschen gesucht habe, der ihm Vorbild und Stütze in seinem Streben nach Selbstvollendung sein konnte. Zwar fließen hier noch manch andere Träume und Sehnsüchte von erhofftem Glück und „Vorschmack der seligen Zeit" mit hinein, aber diese Einstellung ist schon hier die entscheidende. Daneben stürmt jugendlichstes Pathos, das besonders in den Klagen um dieses zer-

brochene Freundschaftsideal laut wird, durch die Zeilen dieses Briefes und gibt seiner Sprache oft eine hymnische Wucht. „O, eine Freundschaft, wie diese errichtet, hätte die Ewigkeit durchwähren können". Nun besitzt er nur noch Gott als seinen „großen, großen, herrlichen Freund".

Aber der himmlische Freund ist ihm doch kein rechter Ersatz in seiner konkreten Wirklichkeit. Der Ruf nach einem ihn leitenden und verstehenden Menschen wiederholt sich immer wieder. Meist erhebt er ihn aus melancholischer Einsamkeit und Bedrükkung, so sowohl 1783, im ersten Ansturm der Widerstände von außen, als auch 1785, nach dem Versinken aller seiner Mannheimer Hoffnungen, und auch noch 1786, wenn Körner und Huber nicht um ihn sind.

Die Freundschaft soll ihn sowohl wieder „mit dem Menschengeschlecht .... aussöhnen" (27. 3. 83. J. 69) als ihn andererseits anregen und zum dichterischen Schaffen erwärmen. (9. 6. 83. J. 76.). Zudem ist ihm das Fehlen eines Menschen, dem er sich mitteilen kann, und der ihm auch mitfühlende Liebe entgegenbringt, immer die härteste Qual. (10. 2. 85. J. 125). Denn er braucht zu seiner „geheimeren Glückseligkeit einen rechten, wahren Herzensfreund". (25. 3. 85. J. 129).

Ostern 1786 ist Schiller in Dresden allein, und sofort verstimmt ihn „diese freundelose Einsamkeit". (15. 4. 86. J. 158). Wenig später wiederholt er Körner noch einmal, wie einsam ihm ohne die Freunde sei, wo alles Übrige sich freue; und wie überdrüssig er sich nachgerade in seiner eigenen Gesellschaft befinde. (20. 4. 86. J. 160.).

Allein verbrachte Weihnachstfeiertage lassen die gleiche Stimmung wieder in ihm aufkommen: „Zu meinem Leben und Wirken seid Ihr mir unentbehrlich geworden. I c h bin sehr wenig oder nichts." (9. 12. 86. J. 184).

Die Notwendigkeit der Freundschaft für sein Leben als Dichter und Mensch empfindet so der junge Schiller in ausgeprägtem Maße. Im übrigen aber ringen Skepsis und optimistische Auffassung miteinander über ihre empirische Möglichkeit. Seine starke Abstraktionsgabe weiß ihm schon bei der beginnenden Freundschaft die doch einmal notwendige Trennung im voraus bewußt zu machen: „Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben — aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an ein Herz zu hängen, wo man sich doch trennen muß." (10. 1. 83. J. 50). Dieser Pessimismus steigert sich noch, wenn er wenig später an Streicher schreibt: „Lieber Freund, trauen Sie niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt." (14. 1. 83. J. 51.). Doch hat diese Grundstimmung bei dem jungen Schiller keinen Bestand. So bald er glaubt, eine Seele errungen zu haben, bricht der Optimismus bei ihm wieder durch. So 2 Monate später, wo er in Reinwald den Freund gefunden zu haben glaubt. Voll Glück empfindet er nun die wohltuende Wir-

kung eines lieben Menschen: „Ihr vorgestriger Besuch hat eine ganz herrliche Wirkung auf mich gehabt. Ich fühle mich doppelt wieder, und wärmeres Leben ergießt sich durch alle meine Nerven." (März 83. J. 57). Und am 14. April 83. (J. 65) spricht er ihm seinen herzlichen Dank aus für seine Freundschaft: „Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es wert ist, daß er mich mitsamt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze." Jetzt weiß er wieder, daß „ein großes warmes Herz die ganze Anlage zur Seligkeit ist und ein Freund ihre Vollendung." (25. 5. 83. J. 73). Und noch stärker dringt der Glaube an die Freundschaft durch, als er 1785 Körner gefunden hat: „Ich fühle es jetzt an uns wirklich, was ich als Dichter nur ahnte, Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts." (7. 5. 85. J. 132).

Hier ist das ganze Freundschaftspathos, wie es der Dichter des Lieds an die Freude gerade in der ersten Dresdener Zeit so ausgeprägt besaß. Der reife Schiller wußte, in sich selbst zurückgekehrt, das Entgegengesetzte, daß der Starke am mächtigsten allein ist. (Tell).

Das Ethos seiner Freundschaft offenbart sich in einem Schreiben an H. v. Wolzogen: „Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Anteil und den zärtesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen und am Ende stolz auf dieses Bündnis sein." (28. 7. 83. J. 83). Bei allem Überschwang liegt darin ernstes Verantwortungsgefühl. Seine Freundschaft wird ihr bis in den Tod und darüber hinaus gehören: „Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein." (11. 9. 83. J. 88).

Die Klärung, die der junge Schiller in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Dresden und dann in Weimar durchmacht, muß auch notwendig zu einer Revision seiner Freundschaftsauffassung führen: „Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er sein; aber Schwärmerei ... würde auch notwendig ihr Grab sein. Jetzt muß ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Konsistenz und Zuverlässigkeit geben." (8. 8. 87. J. 207). Aber im eigentlichen Sinne ist diese Revision gar nicht mehr nötig, da im Erlebnis der Frau, die ihm dann Lebensgefährtin wird, die allmähliche Entfernung von jeder Freundschaft, wie sie der junge Schiller sah, gegeben ist. Zwar versucht er noch, die Freundschaft mit Körner und Huber zu retten und in sein Verhältnis zur Frau einzubauen, aber indem er sich noch darum bemüht, hat er sie in Wirklichkeit schon überwunden.

Die Liebe: — Die Liebe ist ein Grundinhalt des Schillerschen Ethos. Allgemeiner über die Liebe und dann besonders über seine Liebe hat er oft nachgedacht. Die „Theosophie des Julius" enthält z. B. an zentraler Stelle einen Abschnitt über die Liebe.

Dort sagt er: „Ich bekenne es freimütig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmendes Atom im leeren Raum." (IV. 48). Hier ist das apriorische System seiner Philosophie der Liebe, das ebenso für die Freundschaft wie für die Beziehung zwischen Mann und Frau gilt. Dieses System bestimmt auch auf dem Boden des realen Lebens, im Bereich der Selbstbetrachtungen hintergründig Schillers Selbstschau. Das rein Vitale, der Eros treten zurück, und statt dessen sieht er in der Liebe die notwendige Voraussetzung für seine geistige Existenz und die Mittlerin, durch die er am Leben und an der Welt teilhaben kann. Zugleich ist ihm die Liebe der Weg ins ersehnte Reich der Ausgeglichenheit, der Idylle und der Einkehr in sein Stilles-Selbst.

Die konkreten Erörterungen über die Liebe beziehen sich auf die Möglichkeit und den Nutzen einer Heirat. Erst ist es noch ein Schwanken, wenn er über eine mögliche Ehe nachsinnt. Noch am 19. 1. 84. (J. 97) weist er den Gedanken an eine Heirat von sich, weil er keine Frau glücklich machen könne; doch schon am 26. 5. 84 (J. 107) ist er von dem Gegenteil voll überzeugt. Hier begegnet uns auch zuerst in der Begründung das sich später immer wiederholende Motiv der Sehnsucht nach umhegter Geborgenheit: „Mein Herz sehnt sich nach Mitteilung und inniger Teilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren." Aus dem Gefühl des Mangels ruft er nach einer Lebensgefährtin, durch die er wieder ganz werden und ein ausgeglichenes Wesen gewinnen möchte.

Dann wieder sieht er in selbstquälerischer Reflexion sich der „Eitelkeit und Sinnlichkeit" preisgegeben und er zweifelt daran, ob er je Beruf zur Ehe haben werde. Er weiß sogar nicht einmal, ob er heiraten w i l l. „Ich habe große Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht einmal soviel Sinn dafür, um m i r sie zu wünschen. Ich werde ewig isoliert bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen." (19. 11. 87. J. 232). Aber dieses Resignieren befriedigt ihn nicht. Innere Not und Ausweglosigkeit führt ihn zwangsläufig immer wieder zu dem Gedanken der Heirat zurück: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das m i r gehört, das ich glücklich machen k a n n und m u ß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann." „Inneres Abarbeiten" seiner Empfindungen bedrückt ihn. Erlösung davon, glaubt er jetzt, kann ihm nur durch die Frau werden: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine Reihe feiner, wohltätiger, häuslicher Empfindungen mich für Freude stimmt und mein er-

starrtes Wesen wieder durchwärmt. Ganz beherrscht ihn jetzt das Bewußtsein seiner sentimentalischen Veranlagung und der Wunsch, auf diese Weise am Leben teilzunehmen: „Ich bin bis jetzt, ein isolierter fremder Mensch, in der Natur umhergeirrt, und habe nichts an Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teuerer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen."

Jetzt ist die „bürgerliche und häusliche Existenz" das einzige, worauf er noch seine Hoffnung setzt. (7. 1. 88. J. 240). In den nächsten Briefen wiederholen sich diese Gedanken und Gründe.

So sieht in seiner empirischen Wirklichkeit der reifende Schiller die Liebe mit ganz anderen Augen. Der ideale Schwung des Entwurfs in der Theosophie tritt in ein fernes Dämmerlicht zurück. Hier lenkt die Not die Selbstbetrachtung auf den Boden des Ökonomisch-Vernünftigen. Der Gesichtspunkt des Nehmens steht im Vordergrund. Selbst sein Geben sieht er nur als andere Form des Nehmens. Zugleich sind die Erwägungen durchdrungen von einem starken sentimentalischen Bewußtsein. Die Ursehnsucht des jungen Schiller zur Idylle ist jeden Augenblick bereit, von ihm Besitz zu ergreifen. Und doch weiß er, daß i h n wenigstens häusliches Glück nie seiner Sendung und seinen Plänen untreu machen kann. (20. 1. 88. J. 242).

D i e S e n d u n g : — Seine Sendung erfühlt und erkennt der junge Schiller klar als Verpflichtung und Notwendigkeit, weniger hingegen und verschwommen ihren Inhalt. Er weiß um das „Daß", nicht so sehr um das „Was". In den Selbstbetrachtungen der Briefe bleibt sie mehr instinktives Wollen als sicheres Wissen.

Das Schillersche Ethos der Sendung ist ein tiefes Empfinden seiner Verantwortung vor der Menschheit und sich selbst: „Losgesprochen von allen Gesetzen, über jede Rücksicht hinweggesetzt, ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühle ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen .. und .. die Magnetnadel an sein Herz zu halten." (III. 530). Im Gefühl für die eigene Verantwortung liegt das Wissen um seine Mission sowohl wie die Reue und das Bedauern über ungenutzte Zeit begründet. Immer wieder aber erfolgt auf das fast selbstquälerische Schuldbekenntnis der ernste Vorsatz, der erneuten Einsatz und frischen Mut für die Bewältigung der Aufgabe bereit stellt. So liegt in dem schon beleuchteten Motiv des Strebens ein Teil seines Sendungsethos beschlossen.

Hier sei nun mehr die allgemein-menschliche Haltung, die der junge Schiller seiner Mission gegenüber einnimmt, ins Licht seiner Selbstbetrachtung gerückt; die künstlerisch-dichterische Sendung soll ein späteres Kapitel gesondert behandeln.

Schon der 15jährige Schiller kennt ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl. „Die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher

nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben." Und schon jetzt folgt dieser Selbstanklage der eiserne Vorsatz zu größerem Fleiß und vollerem Einsatz. (I. 24f. 1774). Gegen Sattheit und Quietismus wendet sich die feurige Rede Selims an den Greis und setzt die Haltung des „unaufhaltsamen Strebens" gegen die der Beharrung. Feig müßte er sich nennen, wollte er auf halbem Wege stehen bleiben. (II. 392. 1782).

Noch ist es aber mehr Enthusiasmus als Gefühl der Verpflichtung. Das aber hat er deutlich den Seinen gegenüber. Es beschämt und bedrückt ihn, daß er noch nichts für seine Angehörigen hat tun können. (1. 1. 84. J. 93; 28. 9. 85. J. 143). Aber er hofft, daß auch seine Zeit kommen möge. (28. 9. 85. J. 143). Auch Körner gegenüber fühlt er schmerzlich, wie wenig er ihm war von dem, was er ihm hätte sein können: „Ihr wart mir so viel, und ich euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte, euch zu sein." (29. 11. 87. J. 184). Deutlicher noch äußert sich das Ethos seines Sendungsbewußtseins in der Art, wie er sich auf den Dienst an der Menschheit verpflichtet sieht. Er nennt es ein „Verbrechen gegen sich selbst", gegen seinen Auftrag und seine Bestimmung, „wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einen minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird." (26. 6. 84. III. 510).

Der junge Schiller hält sich so dafür verantwortlich, daß er alle seine Anlagen im Sinne der Gesamtheit zur Entfaltung bringt und fruchtbar macht. Wenn er dabei, wie er es immer wieder tut, Sein und Sollen seiner Leistung überschaut, dann wird es ebenso oft Anklage gegen sich selbst, daß er sich nicht richtig eingesetzt habe. So bezeichnet er sich Körner gegenüber als einen, „der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine getan" habe, der bis jetzt nur aus seinen Torheiten schließen könne, daß die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vorhabe. (10. 2. 85. J. 125). Er redet von der „unglücklichsten Verschwendung" an Zeit, die er sich in der Vergangenheit habe zuschulden kommen lassen und womit er das „vielleicht große Vorhaben der Natur" mit ihm vereitelt habe. Zur größeren Hälfte nimmt er dafür die Schuld auf sich, setzt dafür aber auch dieser Tatsache um so energischer sein „herkulisches Gelübde" entgegen, „die Vergangenheit und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziel von vorn anzufangen." (3. 7. 85. J. 133). Jetzt schmerzt es ihn, seine Tage so sinnlos und „sündlich" weggeworfen zu haben. (7. 4. 86. J. 155). In der Zeit gab ihm der Himmel ein Kapital, mit dem er hätte wuchern sollen und fortan auch wuchern will. (28. 8. 87. J. 213).

Verantwortung ist so der Leitgedanke, wenn er über seine Sendung nachsinnt. Daß er dabei zuerst an sich denkt, wundert uns nicht, denn er bleibt nicht — und das ist das Entscheidende — bei sich selbst stehen, sondern untergründig geht es ihm immer um mehr als seinen eigenen Ruhm, seine Ehre, seinen Namen und seine Geltung. Immer haben wir deshalb sein Verpflichtungsgefühl

in diesem doppelten Sinne zu verstehen. Wie wenig er sich dabei mit einer „sorgenfreien Existenz" und einem „schmerzlosen" Zustand begnügt, zeigt ein Brief an Huber (vom 14. 9. 87. J. 218), dem er vorhält, daß es in der Welt um mehr gehe, als einen Menschen vorzustellen, der zu leben habe.

In höchster Instanz fühlt sich der junge Schiller nur dem „Rufe des Gottes" in seinem Innern verantwortlich. (6. 6. 84. III. 510). Ihm folgen, das heißt für ihn, einer höheren Bestimmung dienstbar sein. Freilich bedeutet die Versorgung für ihn ein sehnlichst erhofftes Ziel, aber er sieht in ihr nur die materielle Sicherung seiner Sendung. So liegt auch die Annahme der Jenaer Professur, so ökonomisch sie zunächst in ihrer Begründung erscheinen mag, ganz in der Linie eines nun am Ende des Jünglingsalters kraftvoll aufgenommenen Schreitens im Zeichen der nun realer gesehenen Sendung. Sie ist nur notwendige Stufe zu größerem Einsatz: „Ich bin mir selbst schuldig, alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch meine äußere Lage ... Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Zuflucht zu einer noch wichtigeren Wirkungsweise, und diese zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen." (7. 1. 90. J. 481). „Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr ist, bleibt bestehen." Die neue Verantwortung darf sich auch nicht mehr durch das Glück des nahen Umgangs mit den beiden Freunden beirren lassen. Es ist „unverträglich" „mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem innern Leben meines Geistes."

„Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein" (9. 3. 89. J. 385) — mit dieser entscheidenden Erkenntnis, daß seine menschliche Sendung in der künstlerischen Sendung beschlossen sei, tritt der junge Schiller in sein geistiges Mannesalter ein.

Die Freiheit: — Freiheit ist eine Voraussetzung für die Verwirklichung der Sendung. Unter dem Zwang despotischer Abhängigkeit kann der göttliche Auftrag nur unvollkommen erfüllt werden. Trotzdem tritt das Freiheitsmotiv als Motiv der Ichbetrachtung zurück. An seiner Stelle spricht die Wirklichkeit, sprechen die Dramen.

Dreifache Freiheit fordert der junge Schiller für sich in den wenigen Äußerungen seiner direkten Selbstbetrachtung: Freiheit vom Fürstenzwang, von den Bindungen enger gesellschaftlicher Etikette und Verpflichtung und von den Fesseln der Natur.

Dem Herzog gegenüber betont er, daß er nur vom Himmel allein sich abhängig fühle. (6. 11. 82. J. 39). Freiheit vom Zwang der Natur hingegen bleibt ihm ein utopisches Ideal: „Ich weine über diese organische Regelmäßigkeit des größten Teils in der denkenden Schöpfung." Den aber will er selig preisen, „dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzu-

spielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt." (7. 5. 85. J. 132).

Der Gesellschaft gegenüber erringt er im Sommer 1788 seine innere Freiheit: „Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen." (14. 1. 88. J. 342). Innere Freiheit erhebt er jetzt zu seinem Prinzip, dem sich alles, auch seine Beziehungen zur Frau von Kalb unterwerfen müssen: „Aber ich habe ... einige Prinzipien der Freiheit und Unabhängigkeit aufkommen lassen, denen sich mein Verhältnis zu ihr wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen muß." (9. 3. 89. J. 385).

Das Ethos der Selbstbetrachtung des jungen Schiller ist, wenn wir jetzt zusammenfassen, weithin das gleiche durch all die Jahre seiner Entwicklung. Die einzelnen Motive seiner ethischen Haltung sind weit gleichmäßiger und einheitlicher auf ein Ziel ausgerichtet — die Selbstvervollkommnung und die Sendung — als die nun folgenden Motive des „Páthos" [3]) und des „Persönlichkeitsbewußtseins". An ihnen wird der künftig weit mehr in den Vordergrund tretende Zug des Schwankens noch nicht so auffällig deutlich. Schiller selbst glaubt am Ende seiner Jugend, daß zwar die „Gegenstände" seiner Empfindungen sich bis dahin geändert hätten, daß aber „die Art derselben und die Stimmung des Gemüts", daß seine innere Haltung die gleiche geblieben sei. (6. 7. 88) [4]).

3. Kapitel: Das Páthos.

Dem Ethos des jungen Schiller steht das Páthos entgegen. Spiegelte sich dort der ganze sittliche Schwung, die ganze Idealität jugendlich-einsatzbereiten und zukunftsverpflichteten Wollens, so im Páthos die große Not und Bedrängnis durch die äußeren Lebensumstände und die inneren Schwierigkeiten. Hart und erschütternd klingt oft und oft die Klage auf, und manchmal ist es fast Verzweiflung — eine beständige Dissonanz, die die harmonischen Akkorde des Wollens durchsetzt und verdirbt. Freilich handelt es sich vielfach um zeitlich begrenzte Augenblicksstimmung, und wir dürfen bei alledem nicht vergessen, daß ein ganz anderer psychologischer Anreiz besteht, in Briefen Trost zu suchen, als sein Glück mitzuteilen. Wer sich glücklich fühlt, findet weit weniger zur brieflichen Äußerung als der, den eine harte Stunde niederzwingt. Aber die Häufigkeit dieser Dissonanzen spricht doch ihre eigene Sprache und beleuchtet die Härte des Kampfes, den der junge Schiller zu führen hat, um seine klassische Höhe zu erreichen.

[3]) Páthos (mit Akzent) meint das Wort im ursprünglichen griechischen Sinne.

[4]) Schwäbischer Schillerverein, Rechenschaftsbericht Nr. 32. Jg. 1927/28. 457.

Das Motiv des Schicksals: — Es ist nicht immer die gleiche Beurteilung seines Schicksals, die uns beim jungen Schiller begegnet. Sein Urteil wechselt mit seiner Gefühlslage und dem Hin und Her seines äußeren Lebens. Zunächst ist er sich auch darüber nicht klar, inwieweit er seinen jeweiligen Zustand auf sich selbst oder eine übermächtige Fügung zurückführen darf, und bisweilen spielt auch eine beabsichtigte Wirkung in seine Beurteilung mithinein. Erst gegen Ende seiner Jugendentwicklung gewinnt er zugleich mit der inneren Freiheit gegenüber den Menschen und der Gesellschaft auch eine ausgeglichenere Bewertung seines Schicksals.

Es ist natürlich, daß gerade in Zeiten der äußeren und inneren Not und Ausweglosigkeit der Schicksalsgedanke in seinen Selbstbetrachtungen stark hervortritt, so besonders 1782—85, in den Jahren der ersten und schmerzlichsten Heimatlosigkeit in Mannheim. Die Fülle der Enttäuschungen schlägt ihn nieder, umsomehr, als sie ganz phantastische Hoffnungen und Erwartungen zerbricht. Unsicherheit vor Gefangennahme, Unbestimmtheit der Zukunft, gänzliche Mittellosigkeit, das ist sein Zustand kurz nach der Flucht aus Stuttgart: „Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich Ihnen mein ganzes Schicksal geschildert", schreibt er aus äußerster Not an Dalberg. (30. 9. 82. J. 36). „Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse machen muß, aber" — und darin liegt sein heroischer Siegwille — „ich weiß, es erniedrigt mich nicht."

Einen „Narr des Schicksals" bezeichnet er sich. (14. 1. 83. J. 51). Das Schicksal allein macht er verantwortlich für alle seine unerfüllten Hoffnungen: „Ich bin nicht, was ich hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter besseren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht, die die Vorsicht in mir verfehlt hat." (14. 4. 83. J. 65). Denn er ist nicht strafbar dafür, daß er unglücklich ist. (8. 10. 84. J. 113).

An andern Stellen führt er wenigstens einen Teil seiner Fehlschläge auf seine eigene Schuld zurück.

Bei allem aber vermag das Schicksal nur auf seine äußere Existenz einzuwirken, sein Inneres vermag es nicht zu berühren und zu verderben: „Ich kann das nie werden, was Sie besorgen. Aber Umstände und Schicksal können zuweilen die Außenseite unkenntlich machen." (8. 10. 84. J. 113). „So sehr Schicksale den Charakter verändern können, so bin doch ich mir immerdar gleichgeblieben." (1. 1. 84. J. 93).

Es ist auf Grund aller dieser Äußerungen anzunehmen, daß die positiven Urteile über sein Geschick (18. 10. 82. J. 37; 19. 1. 84. J. 97) zu dieser Zeit in der Hauptsache doch wohl der Schönfärberei und der Rechtfertigung seiner Flucht dienen.

Von seiner Übersiedlung nach Sachsen erwartet er dann das Ende dieses Zustands ewigen Gestoßenwerdens. „Bis hierher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine

Musen mußten zu gleicher Zeit der Notwendigkeit erliegen." Von der Zukunft fordert er die „Revolution seines Schicksals", damit — „ich anfange, ein Dichter zu werden". (10. 2. 85. J. 125). Und wirklich verstummen in Dresden die Klagen über sein Schicksal fast ganz. Er ist auf dem Wege, sich mit ihm auszusöhnen. Und wenn er klagt, dann ist es weniger über die Gegenwart als das, was hinter ihm liegt. Jetzt vergleicht er sich mit einem Taucher, der bald hier bald dort aus dem großen Weltmeer den Kopf herausstrecke, um wieder in die Tiefe zu versinken. Er hoffe aber, bald für immer „oben zu bleiben". (5. 4. 87. J. 188). Als er dann endlich in Jena Geborgenheit und eine feste Existenz gefunden hat, urteilt er, rückschauend, noch einmal so über das Schicksal seiner Jugend, und in seinem Ton liegt mehr Ernst als Verbitterung: „An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltsam gezerrt. Durch eine traurige, düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine geist- und herzlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der werdenden Gefühle." (25. 8. 89. J. 422). In wachsendem Maße hat er sich innerlich mit der Tatsache abgefunden, daß es ihm „immer so ergehen muß", daß seine „Neigungen und die Umstände miteinander in Widerspruch stehen" (22. 1. 89. J. 366). Denn — das weiß er — er hat sich trotz allem behauptet und das ganz aus eigener Kraft, als Selbsthelfer, wie die Helden seiner frühen Dramen.

Die Widerstände: — Das Motiv der Widerstände hängt eng mit dem Schicksalsmotiv zusammen. Äußere und innere Schwierigkeiten machen das äußere und innere Schicksal des jungen Dichters aus. In seiner Selbstcharakteristik stehen natürlicherweise — ganz im Sinne des Lebensganges — die Widerstände der empirischen Wirklichkeit im Vordergrund. Neben den Klagen über seine unglückliche „Ökonomie" sind am häufigsten die über seine mangelnde Gesundheit. Ausgeglichenheit und klare Beurteilung seiner Schwierigkeiten erwirbt der junge Schiller erst in den Jahren des Übergangs zum reifen Manne, gleichzeitig mit dem Erwerb der inneren Freiheit der Persönlichkeit. Der nun beginnende Lebensweg wird zur „heroischen Resignation", schmerzhaft als Verzicht, aber doch tragbar, weil er ihn in eigener freier Entschließung auf sich nimmt. Schon durch die ganzen Klagen der frühen Zeit müssen wir uns immer dessen bewußt sein, daß der Verzagtheit in Stunden der Selbstbetrachtung die überwindende Tat des handelnden Lebens gegenüber steht. Früher oder später aber mußte Tat und Glaube eine Einheit eingehen, die Einheit, die den reifen Mann ausmacht und ihn zur Höhe der Persönlichkeit erhebt.

Ein erster Hinweis auf den Kampf des Lebens beim jungen Schiller enthält sein Bericht an den Herzog. Für die schlechte Anwendung seiner schönen Geistesgaben könne er doch „einigermaßen Entschuldigung finden", „dann wann der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu ge-

hen." (I. 25. 1774). Der Gedanke, daß er Krankheit für die Kluft zwischen Sein und Sollen in seinem Leben verantwortlich machen könne, kehrt dauernd wieder: „Krankheit und Überhäufung von Geschäften gossen zu viel Bitternis in mein bisheriges Leben," schreibt er am 26. 5. 84. (J. 107). Und im August des gleichen Jahres weist er Dalbergs stillen Vorwurf der „Pläneschmiederei" zurück mit dem Hinweis auf sein häufiges Kranksein, auf die „beinahe jahrelange Unpäßlichkeit", die ihm gegen seinen Willen einen Strich durch die Rechnung mache. (24. 8. 84. J. 112). Auch noch am 14. 9. 87. (J. 218) beruft er sich auf seine schwache Gesundheit, die ihm zu schaffen mache, dieses Mal jedoch, um zwar hier eine Begrenzung zu sehen, trotzdem aber mit neuem Glauben und neuem Mut sich darüber hinwegzusetzen: „Ich fühle meine Gesundheit angegriffen und mein zerrütteter Kopf schreibt meinem guten Willen eine sehr enge Grenze vor. Aber hier prüfe ich zugleich die gründliche Stärke meines neuen Glaubens, denn selbst in dieser hypochondrischen Verfinsterung verläßt mich mein Mut nicht." So überwindet er schließlich innerlich die Härte der Fessel, die ihm die Natur auferlegte.

Daneben sieht sich der junge Schiller besonders den kleinen Dingen des täglichen Lebens hilflos gegenüber. So betrachtet er seine „Ökonomie" als eine Quelle von Hemmnissen für ihn: „Tausend kleine Bedürfnisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung." (5. 5. 84. J. 103). Deshalb möchte er auch in Leipzig keinen eigenen Haushalt führen, denn „meine Seele wird zerteilt, beunruhigt, ich stürze aus allen idealischen Welten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt." (25. 3. 85. J. 129). Besonders allem Neuen gegenüber fühlt er sich hilflos. Die vielen ungewohnten Eindrücke und Umstände, die dann auf ihn eindringen, „betäuben" ihn geradezu. (23. 7. 87. J. 203).

Schlimmer noch als Krankheit und alle Widerwärtigkeiten, die ihm begegnen, empfindet der junge Dichter die drückende Last seiner Schulden — ganz besonders W. v. Wolzogen gegenüber, die selbst seinetwegen in Not gekommen ist. Der Brief vom 1. 8. 87. (J. 205) an diese seine Gönnerin und mütterliche Freundin ist eines der erschütterndsten Dokumente für die Leidenszeit des jungen Schiller: „Glauben Sie mir — so schreibt er da — liebste Wolzogen (wir wollen ernstlich davon reden) glauben Sie mir, daß diese vielen Hindernisse, die sich seit 3—4 Jahren mir in den Weg werfen, daß ich Sie nicht bezahlen kann, manche Stunde meines Lebens zu einer Marterstunde für mich machten, daß ich viel darum leiden muß und schon dadurch, durch diese Verbitterung der besten Zeit meines Lebens, die Sorgen abbüße, die ich Ihnen durch vereitelte Hoffnungen mache." Sein „Metier" ist nicht allein durch Fleiß und Hunger zu bezwingen, er braucht vor allem „Heiterkeit des Geistes" — „und kann man diese befehlen? Kann ich bei den vielen

Sorgen, die mich bestürmen, diese Seelenruhe erhalten, bei welcher allein ich etwas in meinem Fache leisten kann?"

Diesen Widerständen von außen stehen solche von innen zur Seite. Nicht der unmittelbare Einfluß seiner Umwelt und der Gebrechen seines Körpers allein, sondern auch die Struktur seiner Seele, deren Spannkraft sich nicht bis ins Grenzenlose steigern läßt und die selbst sich schwächt durch den Widerstreit einander entgegengesetzter Empfindungen, treten hemmend seinem transzendendierenden Willen entgegen. So schreibt er am 7. 1. 88. (J. 240) an Körner: „Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen." „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens." „Hypochondrie", „Überspannung", „Eigensinn der Vorstellungen", sieht er jetzt seinen Geist und sein Herz zerstören. Und wenn er da noch all seine materielle Not hinzunimmt, so packt ihn elementar der Ekel vor sich selbst und seinem Leben: „Was ist jetzt mein Zustand, oder was war er ...? Eine fatale fortgesetzte Kette von Spannung und Ermattung, Opiumschlummer und Champagnerrausch!" (20. 1. 88. J. 242).

So hat Schiller sonst nicht mehr gesprochen. Er hat diese Anwandlung des Unwillens über das Vielerlei, das seine Hoffnung auf sich selbst betrog, in solcher Stärke nicht mehr erlebt. Denn bald gewinnt er auch diesen Grenzen gegenüber, die von außen und innen sein Menschtum und Dichtertum umzäunen, die erforderliche innere Freiheit. Das harte Muß, sich der Schicksalslast zu beugen, verliert mit der freiwilligen Anerkennung seinen bedrükkenden und entmutigenden Charakter. Jetzt spricht ein Brief vom 2. 1. 89. (J. 358) weder Klage noch unbeschwerten Optimismus aus, sondern nur klare Feststellung des Notwendigen: „Nur durch immerwährende Tätigkeit kann ich mir eine leidliche Existenz verschaffen und dies Mittel habe ich auch seit einigen Monaten ergriffen." Der Gang nach Jena ist nunmehr freiwilliger Verzicht, den er in Erkenntnis der wahren Wirklichkeit auf sich nimmt. Sachlich und fest ist die Begründung dieses Schrittes: „In der Tat ist es von meiner Seite nichts anderes als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und deshalb habe ich ihn getan." (3. 1. 89. J. 360).

„Der Norden des Geschmacks": — Eine symbolische Weiterführung des Schicksalsmotivs bedeutet das Motiv vom „Norden des Geschmacks". In idyllischem Traum und elegischer Rückschau geht der Dichter für Augenblicke dem Gedanken nach, wie ganz anders ihn griechische Welt und griechischer Himmel begünstigt und gefördert haben würden. Dort würden, so glaubt er, alle jene Umweltsfaktoren unwirksam sein, die ihn hier in seiner nor-

dischen Wirklichkeit so hemmend beeinflussen. Dort wäre die ungestörte Harmonie, die ihn ganz seiner Dichtung, seiner Sendung leben ließe, ohne daß er nach rechts und nach links zu schauen brauche [5]). Aber das Schicksal hat anders entschieden. Und wie eine stille Wehmut erfüllt ihn dieses Wissen. Jetzt klagt er: „Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden." (4. 6. 82. J. 31). „Lieben und schätzen Sie mich — sagt er zu Reinwald — wegen dem, was ich unter besseren Sternen geworden wäre." (4. 4. 83. J. 65). Aber schließlich beharrt er doch nicht in der Elegie, hofft er auf die glückliche Wendung seines Schicksals: „Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen." (15. 4. 88. J. 259). Dafür atmet aber wieder ein Brief vom 30. 3. 89. (J. 390) eine stille, ruhige Resignation, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden hat, aber trotzdem gerne den Gedanken hegt und liebkost, was ein anderer Himmel für größere Erfüllungen gegeben haben würde: „Es tut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren schöne Seele sich unter einem lieblicheren Klima noch viel reicher und schöner entfaltet haben würde, ein so schlechtes Los gefallen ist."

Aber diese Gedanken sind Gebilde der wehmütigen Stille. Ihnen steht gegenüber die heroische Selbstbehauptung des Wortes und der Tat, wenn das Leben ihm die Entscheidung abfordert. Im Leiden bewährt sich der Selbsthelfer, und sein Sieg über das Páthos ist des jungen Schiller Stolz und des reifen Schiller Anfang.

4. Kapitel: Das Persönlichkeitsbewußtsein.

Das Persönlichkeitsbewußtsein des jungen Schiller, wie es sich aus seiner Selbstcharakteristik ergibt, steht durchaus im Zeichen des Schwankens. Sein Selbstgefühl ist alles andere als beständig. Wie ein Pendel schlägt es bald nach der einen Seite des Vertrauens auf seine Kraft und das glückliche Ende seines Weges, bald nach der anderen des Verzagens, der Niedergeschlagenheit und der Selbstaufgabe. Optimismus und Pessimismus in dauerndem Ringen miteinander spiegeln seine Gefühlslage. In engster Anlehnung an den äußeren Gang des eigenen Schicksals vollzieht sich dieser Wechsel. Steht das Leben des jungen Wanderers allzu stark im Banne des Páthos, so antwortet er mit Niedergeschlagenheit und Verzagtheit, läßt das Leben aber ihm nur ein wenig freien Spiel-

[5]) Zum ersten Mal entwickelt der junge Schiller diesen Gedanken in seinem „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" von 1780, wo er in seinen kulturphilosophischen Überlegungen im Anschluß an beliebte Vorstellungen der Zeit (Montesquieu) den geistigen und heitern Menschen Griechenlands aus dem heitern, sonnigen Himmel seiner Heimat erklärt und darauf hinweist, daß zur gleichen Zeit Germaniens rauhe und finstere Urwälder nur eben Barbaren beherbergen konnten.

raum, gleich bricht der ursprüngliche optimistische Glaube an sich selbst und seine Sendung durch. Dann segelt sein Lebensschiff wieder unter der Flagge des Ethos — und hält starken und zielsicheren Kurs.

Die drei Krisen von 1780, 1784 und 1787/88 heben sich deutlich ab gegen die Zeiten stärkeren Selbstvertrauens. In den Jahren 1788/89 bahnt sich dann auch hier die Versöhnung der beiden Extreme an in einer wachsenden Ausgeglichenheit seiner Gefühlslage. Ursprünglichen optimistischen Überschwang schränkt er ein auf das Realmögliche, und das Notwendige, das ihn bislang bedrückt hat, bewältigt er, indem er es in Freiheit auf sich nimmt. Die ganze Entwicklung aber erlebt er als eine Entwicklung zu sich selbst.

Der Wechsel der Gefühlslage: Optimismus — Pessimismus: Der Wechsel zwischen optimistischer und pessimistischer Haltung wird in der Selbstbetrachtung des jungen Schiller teils unmittelbar ausgesprochen, teils in den Äußerungen eines freudigen, zuversichtlichen oder eines niedergeschlagenen, verzagten Gefühls deutlich. Mehr als früher tritt hier das Stimmungshafte in den Vordergrund. Aber die Breite und Häufigkeit der einen oder der anderen Stimmung gibt trotzdem ein wahres Bild. Der wehmütig-pessimistische Zug herrscht bei weitem vor.

Die Belege für die schwankende Gefühlslage des jungen Schiller beginnen charakteristischer Weise mit einem inneren Widerspruch, dessen er sich nicht bewußt wird: Am 15. 6. 80. (J. 4) drückt er dem Hauptmann von Hoven sein Beileid aus über den Tod seines jüngsten Sohnes und sagt dabei: der Christ dürfe nicht mutlos sein, er müsse sich trösten, denn er wisse ja, „daß ein Gott Leben und Tod verhängt, und ein ewig weiser Ratschluß über uns waltet." Und wie zieht er selbst die Folgerungen aus dieser Feststellung? Indem er, ungeachtet der eben gepredigten göttlichen Vorsehung, am Leben verzweifelt. „Ich bin jetzt noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt ... Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, desto mehr wünscht ich als Kind gestorben zu sein." Todessehnsucht, Todesverlangen äußert er dann noch dreimal in diesen Jahren. So am 19. 6. 80. (J. 5.), wo er noch aus der gleichen Stimmung wie vier Tage zuvor an seine Schwester schreibt: „Ich freue mich nicht mehr auf die Welt und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlassen darf." Fünf Jahre später erklärt er an Körner: er könne jetzt nicht mehr in Mannheim bleiben. Zwölf Tage habe er es in seinem Herzen herumgetragen, wie auch „den Entschluß, aus der Welt zu gehen." Dann ist es nicht mehr direktes Todesverlangen, aber doch große Sterbemüdigkeit, die er noch am 1. 5. 86. (J. 162) ausspricht: „Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte, zu sterben."

Im Todesgedanken liegt die höchste Steigerung seines Pessimismus, seiner „Melancholie" und „Hypochondrie". Und dieser Pessimismus durchzieht vornehmlich die Zeit von 1780—83. Nur das Zwiegespräch zwischen Jüngling und Greis im „Wirtembergischen Repertorium" von 1782 zeigt allen Jugendoptimismus mit kühner Hoffnung und feurigem Zukunftsglauben wach — und vereinzelt unter den anderen Zeugnissen ein Brief an Dalberg vom 24. 8. 84. (J. 112).

Die Rückführung der seelischen Verdüsterung seines Mitschülers Grammont auf die Erschütterung seines inbrünstig und schwärmerisch geglaubten Weltbildes durch die Einwirkungen der Vernunft und „skeptischer Grübeleien" (20. 6. 80. J. 6), beruht wahrscheinlich auf einer Erkenntnis, die er an sich selbst gewonnen hat. Darin aber liegt bereits eine wenigstens grundsätzliche Überwindung seiner ersten Krise beschlossen. Jetzt ist er in der Lage, beide in ihm um die Herrschaft ringenden Haltungen im „Spaziergang unter den Linden" (II. 348 ff. 1782) einander gegenüber zu stellen. Denn sowohl Edwin, der Zukunftsgläubige, als auch Wollmar, der Schwarzseher, sind Sprecher des e i n e n Schiller, der ganze Dialog aber ein vorzügliches Beispiel für das Schwanken und den inneren Kampf in seiner Seele. Wollmar besitzt zwar in der Fülle seiner Anklagen das Übergewicht, aber manche Erwiderungen Edwins haben Schlagkraft: so wenn er sagt, daß der Töpfer schon gerechtfertigt sei, wenn der Topf mit ihm rechten könne. Aber eine klare Entscheidung wird nicht gefällt oder doch zu Gunsten einer pessimistischen Haltung.

Ungleich jedoch zum Optimismus hin verschiebt das Zwiegespräch „Der Jüngling und der Greis" (II. 391 ff. 1782). Hier setzt sich der Jüngling Selim mit Begeisterung und Schwung gegen den greisen Almar durch. Zwar ist das kein optimistisches Welt b i l d, was der Junge dem Alten entgegenstellen kann, aber ein optimistisches Welt g e f ü h l: „Und laß es auch nur Phantome sein, wenn mein Schöpfer nur eine glühende Seele nach ihnen gab." „Du lächelst noch aus Lust, aber für Lust weinest Du nicht mehr." (II. 394). Unverhohlen ist hier ein Optimismus des Wollens durchgebrochen. Hier ist Hoffnung und Glaube, nicht mehr Resignation. Und die Einwände des Alten klingen wie Einwände eines ausgelebten Greises. Ja in diesem Altersunterschied ist schon die Verschiebung und die Absicht des Dichters klar deutlich: Selim ist die Verkörperung seiner selbst.

Danach herrscht wieder der Pessimismus in allen Äußerungen des jungen Schiller von 1783, wenn wir von den wenigen bewußt schön gefärbten Briefen absehen. Kleinmut und Verneinung sprechen auch sonst zu deutlich. Bei alledem aber empfindet er sehr wohl, wie seine vielen Klagen das Maß männlicher Verhaltenheit überschreiten. „Finstere Laune" (10. 1. 83. J. 50), „Melancholie" (27. 3. 83. J. 62) steigert sich zu vollständiger Apathie: „Es war eine Zeit, wo die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut als eine

Galanterie ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste boeuf à la mode und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie Vieh halten." Das ist nun „ein toller Brief — schreibt er weiter — aber wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich nicht viel Weiseres sein". (30. 5. 83. J. 75).

Nur vorübergehend kehrt Zuversicht und Zukunftsfreude bei ihm ein. Und vielleicht dürfen wir dabei auch in Rechnung setzen, daß der Brief, in dem Schiller diese Gefühle ausspricht, an Dalberg geht und dort irgendwie Stimmung machen soll um so mehr, als er um das Mißtrauen Dalbergs gegen seine „Pläneschmiederei" weiß. Ihm also schreibt er am 24. 8. 84. (J. 112): „Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Tätigkeit." Bald aber klagt er wieder über die „traurige Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit". (7. 12. 84. J. 120). Und dann folgt der Tiefpunkt seines Pessimismus und zugleich seiner Not, aus der heraus er sich an Körner als seine letzte Hoffnung klammert. Alles sieht er sich feindlich gegenüber, und „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel" sind ihm zuwider. Leipzig aber soll ihn wieder als einen zukunftsgläubigen Menschen sehen: „Ich habe alle Laune verloren, bis ich in Leipzig bin. Zuverlässig ist das Epoche meines Lebens." (10. 2. 85. J. 125). „Wie schön liegt die Dresdener Zukunft vor meinen Augen, wie fange ich jetzt an, mich meines Lebens zu freuen!" (3. 7. 85. J. 133). Und doch hat der Trübsinn ihn nicht ganz verlassen. Sobald der Taumel der ersten Beglückung verrauscht ist, befällt ihn wieder die alte Niedergeschlagenheit: „Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freuden wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands schwermütig und still vorüber. Nur das Vergangene macht mir sie teuer. Ich sehe nichts mehr darin als das, was sie mir gewesen waren." Für ihn ist die ganze Gegend um ihn herum jetzt nichts mehr als ein „angeputzter Leichnam auf dem Paradebett". (6. 9. 85. J. 137).

Auf diese Elegie in Gohlis folgt die Beglückung, das Gefühl der Geborgenheit in Dresden: „Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten, hab ich nun endlich erlangt. Ich bin hier im Schoße meiner Lieben aufgenommen wie im Himmel." „Mir ist wohl und in der jetzigen Fassung meines Gemüts kenne ich keine andere Besorgnis mehr als die Furcht vor dem allgemeinen Los der Zeit." (13. 9. 85. J. 140). Aber auch dieses Geborgenheitsgefühl währt nicht lange. Es geht ihm einstweilen noch, wie es das Volkslied ausdrückt: „Das Glück, das laufet immer fort an einen andern Ort". Und so schreibt Schiller noch keinen Monat nach diesem glücksfrohen Brief an Huber: „Meine Seele ist beklemmt, gib Dir keine Mühe, Sinn aus meinen Worten zu ziehen, und wenn Du, nach Deiner Ankunft, mich fragen solltest, und ich Dir ausweichen will, so forsche nicht weiter." „Enthusiasmus und Ideale sind unglaublich tief in meinen Augen gesunken." (5. 10. 85. J. 144). Das

„Lied an die Freude" ist endgültig verklungen! Dafür aber verstimmt ihn jetzt wieder „freundelose Einsamkeit" (15. 4. 86. J. 158), bedrückt ihn wieder „der schwarze Genius meiner Hypochondrie". (29. 12. 86. J. 184). „Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden. Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht." (1. 5. 86. J. 162). Lebhaft empfindet er, wenn er nun seine Lage und seinen seelischen Zustand überschaut, wie er dringend einer „Krise", einer „Revolution" bedürfe. Er weiß, daß erst die „Zerstörung" die Neugeburt vorbereitet.

Zu einer optimistischen Selbstschau gelangt er erst wieder mit der geistigen Luftveränderung im Wechsel von Dresden nach Weimar. Die Vergleichung mit anderen „Köpfen" seiner Zeit gibt ihm wieder Gefühl seiner selbst, und das überträgt sich auf seine ganze innere Haltung. (28. 8. 87. J. 213). Jetzt schreibt er am 10. 9. 87. (J. 217): „Ich fange an, mich leidlich zu befinden." Und am 14. 10. 87. (J. 225) erklärt er an Körner: „Meine Laune ist seit einiger Zeit recht sehr gleichförmig, ruhig und behaglich. Ich kann nicht leugnen, daß ich sehr wohl zufrieden bin." In sich selbst, finde er, müsse man die Quelle für Schwermut und Fröhlichkeit suchen. Wenn man dann mit sich einig sei, dann entdecke man auch außer sich mehr Freude. An Huber schreibt er zwei Wochen später im gleichen Sinne: „Ich habe hier eine recht schöne Existenz, voll Genuß, Arbeit und Hoffnung. Ich bin gesund und meine Laune ist klar und sich gleich." (26. 10. 87. J. 227). Schiller nähert sich dem Ausgleich, der Überwindung beider Extreme.

Dann aber tritt mit der dritten Krise noch einmal ein totaler Rückschlag ein. Es ist das genaue Gegenteil, was er jetzt von sich bekennt: „Ich führe hier eine elende Existenz, elend durch meinen inneren Zustand." Zugleich aber kommt er jetzt auch zu der wesentlichen Unterscheidung des inneren Glücks vom äußeren Glück, die allein ihm erst die eigentliche, ausgeglichene und dauernde seelische Heiterkeit geben kann: „Ich bin nicht glücklich in meiner jetzigen Lage!... Hier bin ich beinahe, was man sagen kann, glücklich von außen." Umsomehr aber sehe er ein, wie sein Unmut in seinem Wesen begründet liege. (18. 1. 88. J. 241). Einen „düstern Skeptizismus" nennt er diese seine Veranlagung. (20. 1. 88. J. 242). Die Auffindung der wahren Quelle seiner Niedergeschlagenheit und Unlust muß die allmähliche Klärung herbeiführen.

Im Sommer 1788 ergreift die bereits angebahnte gedämpft-optimistische Grundhaltung immer mehr von ihm Besitz. So schreibt er aus einer Mittellage zwischen Glück und Mißstimmung an Huber: „Ich wohne gut, bin gesund". „Glücklich freilich bin ich nicht und sehe auch so bald nicht ab, es zu werden, aber doch liebe ich noch Dasein und Leben." Auch bringe er „einen ruhigen Geist" und feste Vorsätze von Rudolstadt mit nach Weimar, wovon er bald die Früchte sehen solle. (20. 10. 88. J. 319). Nicht ganz so zuverlässig beurteilt er am 2. 1. 89. (J. 358) seine Zukunft: „Licht und

Finsternis haben sich noch nicht ganz geschieden, und Ruhe ist noch nicht in meinem Gemüt. Ich lebe nur zuweilen glücklich in der Zukunft, und auch die wird mit jedem Jahr, das ich älter werde, enger. Doch hat mir freundschaftlicher Umgang diesen Sommer auch heitere Stunden gegeben, und mein Geist treibt im Ganzen doch fort und sucht sich Freiheit zu schaffen." Ganz aber im Sinne der neuen Haltung liegt die Beurteilung seiner Jenaer Professur, die er zwar eine „heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren" nennt, mit deren Übernahme er aber — im Opfer — tatkräftig und zukunftsgläubig nun selbst sein Schicksal in die Hand nimmt. Er hat die Mittellinie zwischen Realität und Idealität gefunden — und damit auch die Mittellinie zwischen Pessimismus und allzu schwärmerischem Optimismus.

Selbstvertrauen, Selbstsicherheit, Selbstbewußtsein: — Die Sicherheit des jungen Schiller in seinem Wesen und seinem Auftreten steht notwendig im Banne seiner seelischen Haltung. Wenn diese also zwischen Optimismus und Pessimismus wechselt, so steht auch seine Selbstsicherheit notwendig im Zeichen des Schwankens. Selbstbehauptung und Selbstaufgabe sprechen wechselnd aus seiner Selbstbetrachtung.

Der Glaube des frühen Schiller an seine Fähigkeiten und seine Leistungen ist noch so groß, daß nichts — auch nicht eine zerstörte Freundschaft — ihn beeinträchtigen kann. Auch jetzt noch nennt er sich — in erstaunlicher Selbsteinschätzung — einen „Jüngling von feinerem Stoff als viele". (1778. J. 3). Mit dem Verlassen der Akademie aber, mit dem Eintritt in eine ihm ungewohnte Welt verliert er seine unangefochtene Selbstsicherheit. Nunmehr vermag er eben noch in „tiefster Überzeugung" seine „Schwäche" einzugestehen (Juli 81. J. 17), um dann wieder sich ganz auf seine bessere Einsicht zu berufen, wie bei der Drucklegung der Räuber: „Denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ." (6. 10. 81. J. 19). Ja es kommt soweit, daß ein und derselbe Brief verzweifelte Selbstaufgabe und unerwartete Selbstbehauptungskraft zum Ausdruck bringt, wie der Brief an Reinwald vom 30. 5. 83. (J. 75). Auf verzagtes Resignieren folgt dort der trotzige Satz: „Und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der (so!) ungeheuersten Hindernis, und ich weiß, ich überwinde sie." In ähnlichem Selbstvertrauen bezieht er später auf sich die Kraftsentenz aus dem „Julius von Tarent": „In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte." (3. 7. 85. J. 133). Solange er unter den „Bizarrerien des Schicksals" das Gefühl seiner selbst nicht verliere, hoffe er alles, schreibt er seiner Schwester. Um „laut genannt zu werden", hätten viele ihr ganzes Leben und Gewissen dran gesetzt, ihn habe es nur drei Jahre gekostet. „Alle meine Schicksale verschwinden gegen das, was ich gewann." (28. 9. 85. J. 143). Aber dann wieder beherrscht von neuem der Kleinmut seine Überlegungen. Jetzt meint er von sich: es falle

doch schwer, einen Entschluß fürs Leben zu fassen, wenn der Zufall es nicht getan habe. (24. 5. 86. J. 167). Und die Fülle der auf ihn eindringenden Dinge finde ihn nicht entschlossen und sicher; sie erschrecke seinen Mut und lasse ihn die Einschränkung seines Wesens ahnen. (23. 7. 87. J. 203).

In Weimar jedoch gewinnt er, als er dorthin übersiedelt, zusehends sein Selbstvertrauen wieder: „Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich behaupte." „Bis jetzt habe ich, wo ich mich hier zeigte, nirgends verloren. Charlottens Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarischen Riesen ... hat meine Meinung von mir selbst verbessert." (28. 7. 87. J. 204). Jetzt wagt er auch in seinem Urteil über seine Werke den eigenen Standpunkt selbst gegen Wieland aufrecht zu erhalten: „Mein Urteil über das Stück (Don Carlos) ist bestimmt, und weil ich meine Billigkeit fühle, so fürchte ich, daß Wieland bei dieser Gelegenheit in meiner Idee sinken wird. Vielleicht auch ich in der seinigen — aber die Fälle sind diesmal ein wenig verschieden." (8. 8. 87. J. 207). Auf die falsche folgt nun die richtige Selbsteinschätzung. Das Mittel dazu ist: „Ich frage nach Niemand!" „Anfangs hab ich mir alles viel zu wichtig, viel zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit sich selbst zu tun, um mich auszulauern." (10. 9. 87. J. 217). Und vier Tage später schreibt er an Huber: „Jetzt bin ich ruhig durch die Versicherung meiner selbst, durch den Glauben an die zureichende Kraft meines Wesens." (14. 9. 87. J. 218). Aber noch immer ist die Beständigkeit dieses Selbstglaubens nicht gewahrt. Am 20. 1. 88. (J. 242) noch sehnt er sich nach dem dauernden Gleichgewicht: „Habe ich, solange wir uns näher waren, dieses wohltätige Gleichgewicht genossen — fragt er Huber —, das Körner selten verliert und Du oft schon besessen hast?" Und dann, am 26. 5. 88. (J. 247), zeigt er sich ängstlich dabei, das „bißchen Ordnung", das er in seinem Innern erlangt habe, vor jeder „Distraktion" zu bewahren.

Neu befestigt, seinem Glauben an sich eine letzte Härtung gegeben hat er im Sommer 1788 in Rudolstadt: „Ich fühle doch wirklich, daß ich mit dem Fortschreiten der Zeit manches gewinne und auch manches abstoße, was nicht gut ist. Es ist diesen Sommer manches in meinem Wesen vor sich gegangen, was nicht übel ist." Der Zukunft aber sehe er jetzt mit Vertrauen entgegen (1. 10. 88. J. 319), denn „vorwärts m u ß es ja immer!" (12. 6. 88. J. 282). Und ganz zeigt den neuen, nun selbstsicheren Schiller ein Brief vom 9. 3. 89. (J. 385), wo er Körner schreibt: er habe, seitdem er wieder in Weimar sei, „einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln" in sich aufkommen lassen, denen sich nun alles „blindlings unterwerfen" müsse.

Dem gleichen Wandel und Schwanken unterliegt auch sein Selbstbewußtsein. Auch dieses ist groß, solange es unangefochten

ist, und labil dort, wo man ihm zusetzt. Wenn es sich ausspricht aber, ist es auch in der Zeit des Kleinmuts ein stolzes Wissen um seinen Wert. Denn dieses Wissen liegt zu tief in seinem Wesen verankert, als daß es je ganz erschüttert werden könnte. Dann sieht er in sich einen „Jüngling von besserem Stoff als viele" (1778. J. 3), dann sieht er seine Erfolge in „ganz Deutschland", ja selbst in der „großen Welt" (1. 9. 81. J. 33). Jetzt fordert er „Gerechtigkeit gegen mein eigenes Talent" und nennt sich „keinen Alltagsmenschen" (8. 12. 82. J. 44). Ja, er empfindet seine Bedeutung so stark, daß er sich als einen Menschen bezeichnet, „der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, tausend zu verderben" (11. 8. 83. J. 86). Sein Leben — erklärt er ein anderes Mal — besitze „die Farbe eines Romans", und er habe einen „sonderbaren Kopf". (19. 1. 84. J. 97). Und man kann ihn auch nicht mit anderen auf eine Stufe stellen, denn: „Wollt Ihr nach gewöhnlichem Maßstab über mich entscheiden — schreibt er an Huber — ..., so seid Ihr in Gefahr, über mich zu stümpern." (20. 1. 88. J. 242).

Ruhm, Ehre, Name: — Es liegt in der Richtung des zutiefst im jungen Schiller verankerten Glaubens an seinen Wert und seine Sendung, daß er sich von Anfang an an den Gefühlen der Größe, des Ruhmes und der Hervorragung berauschen kann. Die Lektüre Plutarchs und Rousseausche Gedanken bestärken noch in seiner frühen Jugend dieses allgemein jungenhafte Wollen. Es muß daher in den Akademiejahren besonders stark entwickelt gewesen sein. Vielleicht hat man ihm deshalb Stolz und Eigenliebe vorgeworfen, deren er sich dann in den Briefen an Scharffenstein und Boigeol (1778. J. 2/3) schuldig bekennt. Sie werfen mir „meine Fehler, meine Eigenliebe, meinen Stolz, kurz meine Laster vor." Er erkenne sie sehr wohl und bereue sie bei Gott. (J. 3).

Wie er wirklich in diesen Jahren der Verkörperung des „großen Menschen" und des „Kerls" nachstrebt, offenbart sich zu verschiedenen Malen. So bittet er den Herzog, er möge ihn doch „nicht des einzigen Weges" berauben, auf welchem er sich „einen Namen machen könne", (1. 9. 82. J. 33); er will nicht „eine Laufbahn" verlassen, die ihm den Erwerb von „Ehre" verheißt. (24. 9. 82. J. 35). Und dem Oberst von Seeger erklärt er, daß Gerechtigkeit gegen sein eigenes Talent ihn auffordere, es zu seinem „Ruhm und Glück auszubauen". (24. 9. 82. J. 34). An Reinwald schreibt er: Wenn er nicht „dieses Jahr als ein Dichter von erstem Rang figuriere", so erscheine er wenigstens als ein Narr. (14. 1. 83. J. 51).

Immer ist es die mehr oder weniger unklare Vorstellung von etwas Ruhmvollem, die ihm in diesen Jahren seiner Tätigkeit in einer großen Welt vorschwebt. Dem entspricht auf der anderen Seite auch ein empfindlicher Begriff von eigener Ehre: „Die Beruhigung meiner Ehre — versichert er H. v. Wolzogen — geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste getan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." „Was Sie tun,

meine Beste, schonen Sie sich und meinen Stolz." (25. 3. 83. J. 61). Es liege ihm an dem „Respekt", der seinem Namen gebühre, und den müsse er notwendig behaupten. (30. 5. 83. J. 75). Dann aber — in jähem Stimmungsumschwung — gilt ihm „die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes" gar nichts mehr (ebd.). Doch beseelt ihn diese pessimistische Einschätzung einer ruhmgekrönten Größe zunächst nur vorübergehend. Denn noch in der Einladung zur „Rheinischen Thalia" spricht er von sich als dem Jüngling, dem „tausend Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben", und vor dem „der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung" liege. (III. 529. 1784).

Dann aber hat sich dieses kraftgeniale Begehren nach Ruhm und Geltung im Sinne eines Sturm- und Drangideals anscheinend totgelaufen. Jetzt bekennt er sich am 5. 5. 84. (J. 103) zum Ideal des stillen Zurückgezogenseins: „Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser zusammen neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude." Zwar sei ihm „schon manches Angenehme und Schmeichelhafte" widerfahren, aber es sei doch nie bis auf den Grund seines Herzens vorgedrungen. (26. 5. 84. J. 107). Bei allem Ruhm der Schriftstellerei darbe doch stets das Herz. (10. 2. 85. J. 125). Es ist die Zeit der Mannheimer Krise, in der der junge Schiller von seiner ersten Vergötterung von Ruhm und Name abkommt. Was soll ihm auch all das in seiner Not? Und es ist ein Zug seines damaligen Pessimismus, daß er so ganz darauf verzichtet. Das beweist auch die Tatsache, wie sehr der alte Glaube an Ehre und Geltung in ihm wieder wach wird, sobald seine äußeren Verhältnisse sich geändert haben. Wie anders doch schreibt er jetzt in Leipzig an Körner im Gefühl der „Epoche", die diese neue Umgebung in seinem Leben bedeuten wird: „Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhm und zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will." (7. 5. 85. J. 132). Und noch am 28. 8. 87. (J. 213) sieht Schiller den „höchsten Genuß eines denkenden Geistes" in „Größe, Hervorragung und Unsterblichkeit des Namens". Aber es ist trotzdem ein anderes inhaltliches Ethos, das den späteren Betrachtungen eignet. Dem jungen Dichter fehlt dafür an der Schwelle der Reife doch das Genügefinden an einer rein egozentrischen Zielsetzung. Immer stärker sieht er sich als Diener einer größeren überpersönlichen Sache. Er kennt jetzt zudem auch die Tugend der Bescheidenheit, nach der wir in den Selbstbetrachtungen seines zweiten und dritten Lebensabschnittes vergeblich suchen. (25. 2. 89. J. 376).

Das Verhältnis zu den Mitmenschen: — Wir haben schon gesehen, wie in der Selbstcharakteristik des jungen Schiller Freundschaft und Liebe ein Wesenselement seines Daseins ausmachen. Immer wieder braucht er diese Hilfe, um der Ver-

einzelung zu entgehen und sich als Menschen und Teil eines Ganzen zu empfinden. (Ende September 88; J. 316). Nicht so klar und eindeutig ist sein Verhältnis ganz allgemein zu den Menschen und zur Gesellschaft. An ihm macht sich wieder in vollem Maße das Hin und Her seiner seelischen Labilität und Unausgeglichenheit bemerkbar. Bald braucht er die Menschen, weil sie ihn anregen und seiner Einsamkeit entreißen, bald flieht er sie, weil sie seine Einsamkeit gefährden, die Ruhe seines „Stillen-Selbst"; bald freut er sich über die Teilnahme, mit der man ihm begegnet, bald spricht er von seiner „Misanthropie", zu der man ihn durch Betrug und Hintergehung gebracht habe. Noch im Übergang von der Jugend zur Mannesreife spricht er von seinem begründeten Menschenhaß. Im übrigen aber endet seine Jugendentwicklung damit, daß er sich mehr und mehr von den Menschen unabhängig macht. Der Menschheit als einer übergeordneten Ganzheit aber gegenüber hat er sich unberührt davon stets mit glühender Liebe verpflichtet gefühlt.

Die jähe und überschwängliche Art, mit der der frühe Schiller seinen Mitmenschen begegnete, mußte auf die Dauer für ihn eine Quelle von Enttäuschungen werden. Und so trägt seine erste Äußerung über sie ein stark pessimistisches Gepräge: „Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier (in den Räubern) nichts als Karikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntnis wird, so ärmer wird mein Karikaturenregister." (II. 5. 1781). Und diese pessimistische Beurteilung seiner Mitwelt wiederholt sich des öftern. Er wehrt sich aber gegen das Überhandnehmen dieser Stimmung und fordert die „edlen Menschen", die wahren Repräsentanten der Gattung, auf, ihn wieder „mit dem ganzen Geschlechte zu versöhnen", mit dem er „beinahe abgeworfen hätte." „Es ist ein Unglück", so fährt er fort, „daß gutherzige Menschen so gern in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urteile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte." (4. 1. 84, J. 48). Es sind aber trotz allem nur „einige unwürdige Charaktere". Es fehlt hier noch die Verallgemeinerung, die er dann, 10 Tage später, ausspricht, wenn er sagt: „Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nötigen, auf fremde Hilfe zu bauen." (14. 1. 83. J. 41). Und doch ist er sich zu dieser Zeit immer dessen bewußt, wie sehr er dieser Menschen auch jenseits aller materiellen Umstände bedarf. Er möchte sogar seine „tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben." Denn er glaubt, „daß das Genie, wo nicht unterdrückt, (so) doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen" fehle. (21. 2. 83. J. 55). Ein andermal schreibt er — aus der Bauerbacher Isolierung —, wie er nie der „liebevollen Ermunterung" mehr bedurft habe. Aber er habe niemanden, der

seiner „zerstörten Phantasie zu Hilfe" komme. (30. 5. 83. J. 75). Doch dann wieder befriedigt und füllt ihn der Umgang, die Gesellschaft nicht, und er befindet sich trotz seiner vielen Bekanntschaften „dennoch einsam". (5. 5. 84. J. 106). Aber immer noch glaubt er, daß ihm nur gesellschaftlicher Umgang und die damit verbundene Zerstreuung und Anregung helfen könne, denn jetzt wiederholt er am 25. 5. 85. (J. 129), daß er lieber fastete, als daß er nicht „in Gesellschaft (Großer oder auserlesen Guter) speiste." Die andere Erkenntnis, daß die Struktur seines Wesens ganz andere Heilmittel verlange, spricht er erst am 18. 1. 88. (J. 241) aus. Dafür aber zieht er nunmehr einen klaren Trennungsstrich zur Gesellschaft: „Ich bin überzeugt, daß ich für die Gesellschaft nicht tauge, und ich werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug besessen habe, nach dieser Überzeugung zu handeln. Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat; die wenigsten meiner Freuden habe ich von ihr empfangen." „Einsamkeit und Abgeschiedenheit von den Menschen" sei noch die einzige Luft, in der er gedeihe. (20. 8. 88. J. 303). Darum habe er jetzt — wie er Körner schreibt — in der Befolgung dieser Einsicht, wie Charlotte von Kalb gegenüber so auch im Verkehr mit den „übrigen Menschen", „einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit aufkommen lassen", denen sich seine Beziehung zu ihnen „blindlings unterwerfen müsse;" (9. 3. 89. J. 363).

So steht er jetzt den Menschen gegenüber. Er hat sich innerlich über sie erhoben und sich von ihnen unabhängig gemacht. Schmerzlich aber drückt ihn doch die Unmöglichkeit, die Einheit zu finden zwischen der Menschheit, an die er so inbrünstig glaubt, und den konkreten Menschen dieser Welt. „Du glaubst nicht, wieviel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgang schüchtern und mißtrauisch gemacht." (ebd.) — Das bleibt auch dann noch seine Gewißheit.

Zur gleichen Unabhängigkeit von den Menschen gelangt Schiller in seiner Reife auch da, wo sie als sein Publikum ihm gegenüber treten. Auch hier führt der Weg durch ein Auf und Ab jugendlich vertrauensseliger Hingabe und entschiedener Skepsis und Verachtung. Sieht er sich auf der einen Seite der Aufmunterung und der Belehrung durch das Publikum bedürftig, damit er den richtigen Weg finde (III. 329 f. 1784), und sieht er sich in Sachen seines Glücks und seiner Zukunft von ihm entscheidend abhängig (1. 1. 83. J. 93), so verkündet er auf der andern Seite: „Das Urteil der Welt . . . , es falle aus, wie es wolle, wird mich nie in Verlegenheit setzen, denn es ist meine letzte Instanz nicht." (V, 1. 2. 1785).

Im einzelnen jedoch ergeben sich keine neuen Gesichtspunkte, die über das bereits erörterte allgemeine Verhältnis zu den Menschen hinausführen, weshalb wir auch auf eine breitere Erörterung verzichten.

Aufschlußreicher hingegen werden die Betrachtungen des jungen Schiller, die seine Beziehungen zu einem der Großen seiner Zeit berühren. Denn selten bleibt er bei einer Charakterisierung seines Verhältnisses, seines Angezogen- oder Abgestoßenseins stehen, sondern meist geht er zur Vergleichung über, um dann gerade im Vergleich sich selbst und seine besonderen Züge zu erkennen und zu werten. Entscheidend wird dabei, wenn er sich an Goethe mißt. Denn die Auseinandersetzung mit seiner ganz anderen Art führt ihn zu weit tieferen Einsichten in sein eigenstes Wesen, als er sie zuvor erwarb. Im Lichte dieses geistigen Kampfes haben seine Vergleiche und Abhebungsversuche z. B. gegenüber Klopstock, Wieland, Abt und Reinhold nur vorbereitenden Wert[6]), da die Berührung mit diesen Männern nicht so sehr an die Wurzeln seines Seins greift und ihn nicht in diesem Maße aufwühlt.

Diesen Vier gegenüber betont Schiller von Anfang an vor allem seine Eigenständigkeit. Nur Wieland macht ihm dabei mehr zu schaffen. Sein Verhältnis zu ihm vermag Schiller nicht so schnell und so eindeutig im Vergleich zu umreißen, wie er das bei Abt und Reinhold konnte. Hatte er sich diesen beiden gegenüber als den universaleren, phantasievollen und dichterischen Menschen erkannt (15. 4. 86. J. 158; 19. 8. 87. J. 214) und den Herzensmenschen in sich dem Verstandesmenschen bei jenen entgegengestellt, so verlangt die Auseinandersetzung mit Wieland, dem Dichter und bedeutenderen Menschen, bereits eine feinere Unterscheidung. Zunächst (9. 6. 83. J. 76) glaubt er noch — mit dem unentwickelten Urteil des Fernstehenden — daß auch zwischen ihm und Wieland wie Goethe der eigentliche Unterschied in dem ganz anderen Feuer und der Redlichkeit des eigenen Herzens liege, das er sich — unausgesprochen — im Gegensatz zur rationaleren Note bei jenen vorstellt. Dann aber, als er selbst nach Weimar kommt, muß er diese einfache Unterscheidung doch aufgeben. Jetzt findet er nach langem Suchen eine Gegenüberstellung, die inhaltlich den später formulierten Gegensatz zwischen naiv und sentimentalisch bereits anklingen läßt, wenn er sich als „Weltkind", Wieland aber als Menschen von „ganz unerfahrner Natur" bezeichnet. (19. 11. 87. J. 232).

In weit stärkerem Maße ist die bewußte Auseinandersetzung mit Goethe für Schiller Seinsnotwendigkeit. Deshalb ist sie von Anfang an in das Zeichen erbitterten Selbstbehauptungskampfes gerückt, entbehrt auch darum nicht der Enge und der kleinlichen Verkennung. Es geht tatsächlich dabei um das Sein oder Nichtsein des eigenen Dichtertums. Dank der stark reflektiven und rationalen Stellungnahme, die der junge Schiller allen grundsätzlichen Fragen seiner Existenz gegenüber einnimmt, muß er in Goethe die Norm überwinden, d. h. er muß erkennen, daß es nicht

[6]) Inwieweit dabei Schiller seine dichterische Veranlagung charakterisiert und deutet, wird in einem späteren Abschnitt dargestellt werden.

den absoluten Dichter — dessen annähernde Verkörperung dann Goethe wäre — gibt, sondern verschiedene einander gleichwertige Arten dichterischer Veranlagung und dichterischen Schaffens. Die Auseinandersetzung mit der Gestalt und Art Goethes hat so eine entscheidende Bedeutung für die letzte Entfaltung der Schillerschen Persönlichkeit sowohl nach ihrer menschlichen als auch ihrer künstlerischen Seite hin. Sie beginnt in dem Gefühl der Bedrückung durch die ihn weit überragende Größe Goethes, in der Empfindung des Mangels und des Unvermögens, je in dieser Weise schaffen zu können, und endigt in unserer Phase damit, daß er den Eigenwert und die positive Andersgeartetheit der eigenen Schöpfung erkennt.

Das erste Zeugnis für eine Vergleichung (vom 7. 7. 88. J. 289) steht noch ganz im Zeichen des Überwältigtseins: „Die Iphigenie hat mir wiederum einen recht schönen Tag gemacht; obschon ich das Vergnügen, das sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können." Er ist jetzt neugierig auf ihn und brennt darauf, ihn zu sehen. Im Grunde ist er „ihm gut", „und es sind wenige — so schreibt er Körner — deren Geist ich so verehre" (27. 7. 88. J. 295).

Zwei Monate später empfindet er dann die ganz andere Artung Goethes: „Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden." So versucht er zunächst ihre Verschiedenheit aus den Unterschieden der zurückgelegten Lebensbahn zu erklären. Aber auch der Unterschied der Veranlagung bleibt ihm nicht verschlossen: „Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige. Seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." (12. 9. 88. J. 313). Noch ist es jedoch bloß eine Unterscheidung und keine Überwindung. Ja vielmehr erlebt er jetzt gerade das Schmerzhafte und Beunruhigende, das für ihn in Goethes So-Sein liegt, so daß er schreibt: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen." „Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat . . . , ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." (2. 2. 89. J. 368). „Dieser Charakter gefällt mir nicht — ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl. (5. 2. 89. J. 371).

Nichts vermöchte deutlicher Schillers Selbststreit auszudrücken als diese Sätze. Im Grunde verbirgt sich dahinter die Angst vor Goethes Urteil über ihn. Wird er ihn anerkennen, wird er ihn ablehnen? Dann aber gibt er sich den Anschein, als sei er zu stolz, um dem nachzufragen, womit Goethe zurückhält. Er habe keine Muse, „diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen." — „Im Ernst, ich habe zuviel Trägheit und zu viel Stolz, einem

Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt .... Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist m e i n Plan." (25. 2. 89. J. 378). Am gleichen Tag jedoch noch greift er in einem langen Brief an Körner das gleiche Thema nun von einer andern Seite wieder auf. Und diese Zeilen gehen jetzt von der richtigen Voraussetzung aus, die beide Veranlagungen als gleichwertige Gegebenheiten nimmt. Denn nicht das Ressentiment, sondern der Ausgang vom e i g e n e n W e r t und der b e s o n d e r e n A r t s e i n e r W e r k e vermag das Verhältnis zwischen ihm und Goethe entscheidend zu klären. Jetzt weist Schiller zunächst auf die Züge hin, in denen ihm Goethe überlegen sei: „Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstgenuß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Diesem Mangel gegenüber sieht er aber nun auch seine positive Seite: „Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich m e i n e i g e n e s Drama nach m e i n e m Talente gebildet, welches mir eine gewisse Exzellenz darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht soweit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht soweit bringen können, um auf Köpfe zu wirken." (25. 2. 89. J. 379). Hier liegt die entscheidende Stufe in der sich dann noch durch Jahre hindurch fortsetzenden Vergleichung mit Goethe. Aber trotz dieser grundsätzlichen Erkenntnis eigenen, großen Talents, das das Goethes von einer anderen Seite aufwiege, einer Erkenntnis also, die ihn n e b e n Goethe gelten läßt und ihn nicht ohne weiteres unterordnet, ist für ihn die empfindliche Wunde noch nicht geschlossen. Das beweist ein Brief an Körner vom 9.3.89. (J.385): „Ich muß lachen — schreibt er — wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethen geschrieben habe." Aber „dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft daran, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen. Einholen läßt sich das Verlorene für mich nun nicht mehr, ... aber ich habe noch guten Mut, und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Doch der Weg ist eingeschlagen,

der durch die Selbstbehauptung auch zur objektivenWertung Goethes führt und weiter zu jenem Bündnis, das auf lange Zeit Deutschlands geistiges Gesicht bestimmt.

Die Auseinandersetzung mit Goethe war das härteste Ringen um sein Sein, das der junge Schiller hat führen müssen. An der Selbstbewährung ihm gegenüber reift er endgültig zum Manne. Nach all dem Schwanken der Jugend- und Wanderjahre gewinnt sein Persönlichkeitsbewußtsein endgültige Festigkeit.

Ökonomische Überlegungen: — Das Verhältnis des jungen Schiller zu den Mitmenschen wird nicht selten, zu Zeiten sogar in starkem Maße durch ökonomische Überlegungen bestimmt. Es ist das Bangen um die äußere Existenz, was dann in seinen Selbstbetrachtungen laut wird. Die Not treibt ihn dazu. Doch ist auch ein Stück Erbe vom Vater dabei im Spiel. Dann vermag er sehr genau, auf seinen Vorteil hin zu rechnen. Und kaufmännische Überschläge und Berechnungen füllen — in uns befremdendem Umfange — ganze Briefe. Aber ganz wohl fühlt er sich nie dabei. Seine Mystifizierung der nächsten Angehörigen z. B. sowie seine ausgeklügelte Diplomatie dem Publikum gegenüber beunruhigen ihn doch im Grunde. Ja er verlangt sogar — wenn ihm dies alles so recht bewußt wird — in Ungeduld nach dem Augenblick, wo er sich ganz seiner „Larve und Komödienrolle" entledigen kann. (18. 10. 82. J. 37). Wohl geht es ihm stets um eine materielle Sicherung seines Lebens, aber immer spricht er dann doch auch die Sehnsucht aus, ganz unabhängig von jeder Äußerlichkeit nur seinem Werke dienen zu können. So schreibt er am 7. 12. 84. (J. 120): Er werde der „Rheinischen Thalia" alle seine Kräfte widmen, aber das leugne er nicht, daß er sie „in einer anderen Sphäre würde beschäftigt haben", wenn seine Verfassung ihn über „Kaufmannsrücksichten" hinwegsetzte.

Besonders bei seiner Hinwendung zur Geschichte legt Schiller großen Wert gerade auch auf die ökonomische Seite des Schrittes: „Mit der Hälfte des Wertes, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie." „Mein Schicksal muß ich innerhalb eines Jahres ganz in meiner Gewalt haben und also für eine Versorgung qualifiziert sein." (7. 1. 88. J. 240). Zur Begründung seines Vorhabens führt er alle erdenklichen Gründe ins Feld: Er müsse seine materielle Existenz sowohl als auch sein Schaffen sichern. Er sei gezwungen, von seiner Schriftstellerei zu leben; Poesie aber sei von der Laune abhängig; doch er brauche auch Unterhalt, wenn die Laune ihn verlassen habe; zudem sei er zu erschöpfen und müsse dafür Sorge tragen, daß Geben und Lernen in günstigem Verhältnis zueinander stünden, was ihm alles in der Geschichte sicher sei. Das aber ist der bedeutendste Grund, den er anzuführen glaubt: Die Welt wählt das Nützliche zur höchsten Instanz. „Meiner Kraft ist es eins, oder

soll es sein; also entscheide der Gewinn." (18. 1. 88. J. 241). Kein Fach tauge so gut wie die Geschichte dazu, daß er seine „ökonomische Schriftstellerei" darauf gründe. (17. 3. 88. J. 255). Er sei ein Narr — erklärt er in anderem Zusammenhang — wenn er die Begeisterung des Publikums für seinen „Geisterseher" nicht ausnütze. Unter 30 Bogen komme er jetzt nicht weg. (12. 6. 88. J. 282). Dann aber fühlt er sich doch unwohl bei diesen Absichten und spricht die Hoffnung aus, daß endlich die Zeit kommen möge, wo er „etwas ganz ohne Nebenrücksichten" schreiben könne. (ebd.).

Zur Annahme seiner Berufung nach Jena veranlassen ihn, mit entscheidend, wirtschaftliche Gründe: „Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein." Dazu werde ihm die Professur in einigen Jahren verhelfen. (3. 1. 89. J. 316). Er bekomme dabei einen „gelehrten Namen", der ihm nötig sei, „um gesucht zu werden". (25. 12. 88. J. 357). Aber er nennt diesen Schritt dann doch eine „heroische Resignation", und diese Charakterisierung vermag vielleicht besser als alles andere den wahren Zwiespalt zu verdeutlichen, den Schiller bei allen kleinlichen Existenzfragen in seiner tiefsten Seele erlebt hat. Was er sucht, ist ja keine bürgerliche Glückseligkeit schlechthin. Es ist zwar ein „Etablissement", das ihn „der Sorgen überhebt" und ihm „eine ruhige, heitere Existenz sichert". Aber diese Existenz soll nicht Selbstzweck sein, sie soll im Dienste seines Werkes und seiner Sendung stehen: „Habe ich erst diese, so sollen die Werke meines Geistes vorteilhafte Spuren davontragen." (8. 3. 89. J. 383).

D e r B e r u f : — Die Unausgeglichenheit und das Schwanken im Persönlichkeitsbewußtsein des jungen Schiller offenbaren sich noch einmal in besonderem Maße in der Unsicherheit, die er seinem konkreten Beruf gegenüber zeigt. Zweifel an dem eingeschlagenen Weg begleiten seine ganze Jugend, zumal zu Zeiten, in denen die Not ihm zusetzt.

In der Frage, ob es nicht besser für ihn sei, eine „Brotwissenschaft" zu haben und daneben erst der Dichtung obzuliegen, kommt er zu keiner klaren Entscheidung — praktisch fehlt es ihm vielleicht nur an der nötigen Summe, daß er seine medizinischen Studien vollenden kann. Es ist jedoch schwer, im Einzelfalle den wahren Willen aus seinen Berufserörterungen herauszulesen, da es oft nicht klar ist, inwieweit er dabei, z. B. seinen Angehörigen gegenüber, bloß zu Gefallen redet. In der Entscheidung für die Geschichte am Ende seiner Jugendzeit findet er dann für die nächsten Jahre einen Vergleich zwischen „Brotwissenschaft" und „Lieblingsneigung". Die Geschichte nährt ihn, sichert seine Existenz und steht zugleich auch — von Anfang an ist das so beabsichtigt — im Dienste der zukünftigen Dichtung, die sie mit neuer Erlebnis- und Wissensfülle befruchten soll.

Im Frühjahr 1781 (J. 16) hat er noch fest die Medizin als Berufs-

ziel im Auge. Denn er schreibt an Petersen: Er wolle, was er noch an poetischen Plänen auf Lager habe, ausführen, um sich dann ganz seinem medizinischen Beruf widmen zu können: „Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödien usw. würden mir in meinem Plane, Professor der Physiologie und Medizin zu werden, hinderlich sein. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen." Anders meint er schon in einem Brief an Dalberg, ein Jahr später, obwohl auch hier von einer endgültigen Aufgabe der Medizin nicht die Rede ist: Er würde die Unwahrheit reden, erklärt er, wenn er seine dauernd „wachsende Neigung zum Drama" verleugne, die „einen großen Teil seiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen" solle. Leider nötige ihn seine gegenwärtige Lage, „den Gradum eines Doktors der Medizin .... anzunehmen", er müsse also wieder auf seine „Handwerkswissenschaft" zurückgreifen und darin einen „verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologischen Kunst" tun. Aber er erhoffe danach „im Schoß der schönen Kunst" eine „süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß". (1. 4. 82. J. 28). Er müsse „den Helikon verlassen und mit der Schlange von Epidaurus spielen." (2. 2. 82. J. 27). Mit der Flucht nach Stuttgart vollzieht er dann auch nach außen den Bruch mit dem alten Beruf, denn die neue Existenz will er ja auf seine Dramen gründen. Es ist jetzt zum mindesten zweifelhaft, wie er es meint, wenn er in den Briefen der folgenden Zeit, den Gedanken an eine Vollendung des medizinischen Studiums ausspricht. Tatsächlich schreibt er an seine Schwester: „Ich habe keinen anderen Gedanken, als mein Glück allein durch die Medizin zu machen, und werde versuchen, innerhalb eines halben Jahres Doktor zu sein." (6. 11. 82. J. 39). Auch an Schwan äußert er so: Den Winter in Bauerbach sehe er sich „genötigt", nur Dichter zu sein, um seine „Umstände" schneller zu „rangieren". — „Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken." (8. 12. 82. J. 44). Und ähnlich erklärt er auch zwei Jahre später gegen Dalberg, nachdem ihm dieser durch den Hofrat Mai eine Wiederaufnahme der Medizin angeraten hatte: Es sei auch ohne Dalbergs Rat „schon längst" der Wunsch seines Herzens gewesen, zu seinem „Hauptfach" zurückzukehren. Denn Dichtkunst, so befürchte er, werde als „Brotwissenschaft" verlieren, „als Erholung" aber gewinnen. Wenn Dalberg ihm für ein Jahr vorschießen wolle, könne er seinen „Plan mit der Medizin durchsetzen." So sehe er sich jetzt „auf dem Scheidewege", und sein „ganzes Schicksal vielleicht" hänge von ihm ab. (Ende Juni 84. J. 108). Vielleicht hat wirklich die Not ihm damals den Gedanken wieder nahe gebracht. Aber wie reimt sich dieser Entschluß mit jener Wendung in seinem in der gleichen Zeit gehaltenen Vortrag über die Schaubühne (26. 6. 84. III. 510), wo er den jungen Mann verteidigt, „der gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker der Brotwissenschaft heraustritt und dem Rufe Gottes folgt, der in ihm ist"? Verwirft er nicht hier, was er dort „durchsetzen" will? —

Täuschung, wenn auch vielleicht nicht so unwahr, sind dagegen die Berufsabsichten, die er in einem fingierten Abschiedsbrief an einen Stuttgarter Freund ausspricht: „Ich habe meine Medizin nicht vernachlässigt — auch die Philosophie könnte ich dort (in Amerika) vielleicht als Professor lehren —, vielleicht auch ins Politische mich einlassen — vielleicht auch gar nichts von allem." (19. 6. 83. J. 78). Mit mehr Ernst und Ehrlichkeit hingegen mag er den Plan, zur Medizin zurückzukehren, ein zweites Mal gegen Schwan ausgesprochen haben (am 24. 4. 85. J. 131). Aber auch hier steckt Absicht dahinter, da er gleichzeitig um die Hand seiner Tochter anhält: Er sei willens, was ihm „vielleicht das Angenehmste zu hören" sein werde, „unvermerkt" sich wieder zu seiner „Medizin zu bekehren". Und er sehne sich geradezu darnach, seiner „Lieblingsneigung" „bloß zum Vergnügen" nachhängen zu können. Auch für eine schnelle Vollendung des juristischen Studiums hält er sich in dieser Zeit befähigt. (Gespräche 124/125). Seine Zeit unterteilt er in diesen Tagen in drei Teile, wovon „einer dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menschen" gehört. (7. 5. 85. J. 132).

In Sachsen verschwinden dann diese Gedanken an eine medizinische oder gar juristische Laufbahn. Aber was nun sein eigentlicher Beruf ist, weiß er immer noch nicht. Und so schreibt er noch am 20. 8. 88. (J. 303): „Man wird fragen, was ich denn eigentlich will, das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element schwimme, für das ich eigentlich gehöre."

Inzwischen jedoch ist die Vorstellung, daß er für die Geschichte Beruf habe, in ihm lebendig geworden. Sie erscheint ihm in wachsendem Maße als Synthese zwischen seinen materiellen und geistig-seelischen Bedürfnissen, als Vereinigung von „Brotwissenschaft" und „Lieblingsneigung". Schon am 15. 4. 86. (J. 158) berichtet er, daß die Geschichte ihm „täglich teurer" werde. Es ist echte Begeisterung des Herzens, dazu noch ohne alle wirtschaftliche Motivierung. Dann packt ihn die Idee des „Soliden", des Nützlichen und läßt ihn viel Genuß an seiner Arbeit finden. (19. 12. 87. J. 234). Schließlich aber arbeitet er mit jenen ökonomischen Gründen, die wir bereits kennen. (18. 1. 88. J. 241). Er findet, daß er „so ziemlich" für dieses „Geschäft" tauge. Die Geschichte werde jedenfalls unter seiner Feder „manches, was sie nicht war." Er sieht sie hier also auch als Aufgabe. (12. 2. 88. J. 246).

„Wenn ich aber auch nicht Historiker werde, so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin sein wird, woraus ich schöpfe, oder mir die Gegenstände hergeben wird, an denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe." (27. 7. 88. J. 295). „Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie." (10. 12. 88. J. 350). — Mit diesem Gedanken hat er die Verbindung von beiden ihn treibenden Interessen vollzogen und eine erste Klärung in sein berufliches Wollen gebracht, die dann freilich durch die oben zitierte Erklärung vom 20. 8. 88. (J. 303) vorübergehend wieder in Frage gestellt wird.

5. Kapitel: Kampf oder Flucht.

Wir vergegenwärtigen uns die beiden Abschnitte über „das Streben" und „die Sendung" in dem Kapitel über „das Ethos der Schillerschen Selbstbetrachtung". Wir sahen dort, wie in den feurigen Worten Selims an den Greis (II. 391 ff. 1782.) ein glutvolles Sendungsbewußtsein lebt, wie dieses Gefühl für seinen Auftrag im Grunde seine ganze Jugend durchwährt, wenn auch der junge Schiller sich keineswegs über den inhaltlichen Umfang dieses Auftrags im klaren ist. Dauerndes Verantwortungsbewußtsein sich selbst und der Menschheit gegenüber bindet ihn an seine Sendung.

Aber dieser Sendung steht immer wieder — ein Zug der polaren Veranlagung Schillers — die mächtige Versuchung zur Flucht und die Sehnsucht nach idyllischer Wirklichkeitsentrückung entgegen. Dann möchte er forteilen aus einer rauhen Welt und sich zurückziehen an einen Ort stiller, ungetrübter Freude und Glückseligkeit, wo die blaue Blume ihm in unangefochtener Schönheit blüht. In den Stunden des Leidens und der Bedrückung von außen glaubt die Seele einen Anspruch zu haben auf sich selbst und auf ein glückliches Leben — ohne alle Hast und ohne die Notwendigkeit eines harten Lebenskampfes. In solchen Stunden der Not gaukelt die Phantasie dem jungen Dichter Bilder stillen Glückes vor — oder aber es überkommt ihn in den reiferen Jugendjahren die Sehnsucht nach dem „verlorenen Paradies", das sich nicht wieder erreichen läßt.

In der Überführung dieser Wunschbilder in die realere Form stillen häuslichen Friedens bahnt sich dann schließlich eine Lösung beider Gegensätze an: Schiller bleibt wie immer im Dienste seiner Sendung, aber er braucht deswegen nicht auf die umhegte Geborgenheit eines ruhigen Wohlbefindens zu verzichten.

Wie sehr widerspricht doch zu Anfang der Wanderjahre dem Sendungswillen Selims mit seinem Ewigkeitspathos („Meine Laufbahn ist die Ewigkeit".) der Gedanke an eine romantische Flucht aus aller empirischen Wirklichkeit, den er am 30. 5. 83. (J. 75) aus seinem Fiesko zitiert: „Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all diese prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben. Unsere Seelen, klar wie über uns das heitere Himmelsblau, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grams nicht mehr an. Unsere Seele rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer." — In solcher Stimmung kann er dann wohl schreiben (28. 7. 83. J. 83 an H. v. Wolzogen): „Ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermütig nach Ihnen mich hinträumen und weinen." Zuletzt sagt er, seine Mannheimer Wirklichkeit verliere „entsetzlich" „bei der Vergleichung mit unserm stillen glücklichen Leben". „Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu tun, 400 fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach." (23. 7. 83. J. 82). — Es mag sein, daß sich hier auch irgendwie Galan-

terie — Henriette v. Wolzogen gegenüber — oder etwas Selbstironie ausdrückt, doch ist die Sehnsucht nach der Entrückung stillen Glückes ihm ureigen, denn auch ein Jahr später äußert er: „Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille, mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben. ... In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte und in dem heiteren Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte und hie und da eine Blume pflückte." (4. 5. 84. J. 103).

Mit dem Glauben an die Unmöglichkeit solcher lieblichen Wirklichkeit erschafft dann die gleiche Stimmung, die die Idylle gebar, nunmehr die Elegie: „Selige paradiesische Zeit, da ich noch durch das Leben taumelte wie ein Trunkener, da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen schönen morgenden Tag ... da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich." (IV. 34. 1786). Langsam treten in den nächsten Jahren bei dem jungen Dichter die idyllischen wie die elegischen Selbstbetrachtungen zurück. Zwar immer noch schmerzt — selbst den 29jährigen — die Vorstellung, wie alles so anders wäre, wenn das Leben ihn stärker begünstigt hätte (26. 3. 89. J. 390), aber im Ideal der Stille und der Häuslichkeit, die ihm bei aller Zurückgezogenheit doch die Offenheit für die Welt und die Menschen wahrt, bahnt sich ein Ausgleich an. Jetzt gilt, was er am 20. 8. 88. (J. 303) von sich sagt: daß sein Geist selbst für a n d e r e mehr wirke, wenn er in der Stille und im Umgang mit sich selbst lebe. Die Alternative Kampf oder Flucht verliert also den Charakter des Entweder-Oder in der Möglichkeit, die er gewinnt, im einen dem andern zu dienen.

6. Kapitel: Die Religiosität.

Was der junge Schiller über seine Religiosität, seine Beziehungen zu Gott sagt, beschränkt sich auf seine frühe Jugend und die erste Zeit seiner Wanderjahre. In Leipzig und Dresden tritt das religiöse Motiv vollkommen zurück. Im Zusammenstoß seines jugendlichen Glaubens mit Körners Erkenntniskritik erlöschen die alten religiösen Selbstbetrachtungen. Und ein vollständig Neues, das im Werden ist, findet in die Selbstspiegelung der Briefe noch keinen Eingang. So zeigt sich nur der alte Glaube und seine Erschütterung.

Am meisten sprechen die ersten Briefe von seinem Verhältnis zu Gott. Unter ihnen ist der Brief an Scharffenstein (J. 2) der wichtigste: Ein Gottesglaube von ganz pietistischer Färbung offenbart

sich hier. Immer wieder wiederholen sich Beteuerungen bei Gott, ist das Wissen um Gottes Gegenwart lebendig. („Gott im Himmel weiß es"; „Gott wird mich strafen"; „Er ist bei uns, Er hört dieses, Er richtet": „Der Herr ist da, der Herr siehts, Er sei Richter zwischen mir und dir.") Gott ist sein Trost in der Enttäuschung der Freundschaft, denn Er ist sein „großer, großer, herrlicher Freund." Ihn redet er auch an im Bekenntnis der Selbstanklage: „Lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten, wurzle es mir aus dem Herzen, lieber himmlischer Vater, ich erkenns, bereus"! In schwärmerischer Gebetsgewißheit bestürmt er Gott. Der ursprüngliche Beruf zum Pfarrer spricht sich allenthalben aus.

Auch im Brief an Boigeol (1778. J. 3) zeigt er die gleiche religiöse Emphase und die gleiche Haltung: Seine Fehler bereut er bei Gott, wie er ihn auch als „allgegenwärtigen Richter" anruft, bei ihm Trost sucht und seine Führung erhofft: „Gott wird mit mir sein und mich führen." — In Gott gipfelt ihm damals alles Sein. So spricht er es in seiner „Theosophie des Julius" und in seiner Akademierede über „Die Tugend und ihre Folgen" (10. 1. 1780. I. 96) aus: „Alle Vollkommenheit der geistigen Wesen hat die Nachahmung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äußersten Ziel." Im gleichen Jahre tröstet er den Hauptmann von Hoven mit dem Gedanken, daß ein Gott Leben und Tod verhänge und ihr Schicksal weise regiere. Er selbst aber verfällt im gleichen Brief der Skepsis! (14. 6. 80. J. 4). Ein erster Riß zwischen Gott und ihm ist entstanden, wenn auch ihm noch nicht bewußt. Bald kämpft die alte Gottvorstellung mit materialistischen Erwägungen, wie uns die beiden im „Wirtembergischen Repertorium" veröffentlichten Dialoge zeigen. Aber immer noch regt sich die alte Religiosität. In einem Brief vom 6. 11. 82. (J. 39) an die Schwester tut sie sich als das frühere Gottvertrauen kund: Der Himmel habe ihn nach Mannheim geführt. Von ihm allein fühle er sich gerne abhängig. Ihm übergebe er auch seine und der Angehörigen Zukunft: „Losgerissen aus Euren Armen, weiß ich keine sicherere Niederlage meines teuersten Schatzes als Gott. Von seinen Händen will ich Euch wieder empfangen." Ein Jahr später noch drückt er sich ähnlich aus. Die mütterliche Freundin empfiehlt er da „dem Arm des unendlichen Gottes" und bittet sie zugleich, auch seiner im Gebet zu gedenken. In Mannheim, hoffe er, werde Gott ihn weiter führen. (11. 9. 83. J. 88). Wenn ihm Gott nur seine Gesundheit wieder schenken wolle, dann sei alles gut. (13. 11. 83. J. 91).

Dann aber hört auch jede Nennung Gottes in den Briefen auf. Sein sittliches Wollen arbeitet nur noch mit den säkularisierten, aufklärerischen Begriffen von „Himmel", „Schicksal", „höherer Sphäre" usw. Wenn sich der 19jährige in größter Enttäuschung und Verlassenheit — nach dem Bruch mit Scharffenstein — mit Gott getröstet hat, so ist dieser Trost für ihn jetzt entwertet: Der

erste Brief an Körner (20. 2. 85. J. 125) weiß nur von großer Klage über Himmel, Erde und Menschen, die ihm verleidet sind, nichts aber von jenem Trost aus den religiösen Glaubensüberlegungen der frühen Jugend. Dem Anstürmen der Vernunft erliegt das Alte, und das Neue öffnet sich noch nicht: „Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir den Frieden gab." „Wenn Du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest Du mich der Erde entführen?" (IV. 35; IV. 37. 1786). Das ist die Anklage des Schiller-Julius an Körner-Raphael.

Die religiöse Auseinandersetzung der folgenden Jahre schlägt sich dann nicht mehr in direkter Selbstbetrachtung nieder. Sie vollzieht sich im Stillen, und nur die Äußerungen der Gefühlslage spiegeln die vor sich gehende Entwicklung. Allein die Bemerkung aus einem Brief an Körner vom 25. 4. 88. (J. 261), daß er für dessen Frau beten wolle — „wenn ich beten könnte", wirft noch einmal ein Licht auf die religiöse Krisis, in der Schiller am Ausgang seiner Jugend sich befindet. Hier Klarheit und Festigung zu gewinnen, bleibt dem Manne vorbehalten.

7. Kapitel: Der Dichter.

Bei allen Äußerungen des jungen Schiller über sich selbst suchen wir immer wieder nach Deutungen und Bestimmungen seines Dichtertums, fragen wir nach seiner künstlerischen Selbsteinschätzung.

Wie in allen Kapiteln dieses ersten Teils wollen wir auch hier zunächst den Entwicklungsgang seines Dichterseins und dabei besonders die letzte entscheidende Auseinandersetzung mit der Geschichte anhand seiner Selbstbetrachtungen verfolgen; darauf wollen wir die zerstreuten Angaben über die eigene künstlerische Struktur zu einem geschlossenen Bild zusammenfassen, um schließlich den Inhalt seiner dichterischen Sendung zu überprüfen.

Das künstlerische Werden: — Dem jungen Schiller ist sein Dichterberuf nicht immer eine Selbstverständlichkeit. Auch auf ihn wirft die Not ihre schweren Schatten und löst damit Schwanken, Unsicherheit, Verzagen und neues Suchen immer wieder aus. Wir haben die berufliche Problematik, soweit sie dem Muß der physischen Lebensfristung entspringt, schon erörtert. Aber auch noch darüber hinaus reicht die Fragwürdigkeit seines Dichtens. Ist es wirklich der Bereich, in dem er am meisten und fruchtbarsten wirken kann? Gerade die Befähigung und die Lust zur Geschichtsschreibung stellen seine künstlerische Berufung in Zweifel. Doch wächst auch hier der junge Schiller in seiner Reifung aus der Unentschiedenheit heraus in der Erkenntnis, daß im Dichtertum seine Uranlage liege, und daß all sein Tun doch stets dem Primat seiner dichterischen Veranlagung unterworfen sei.

Alle Anfechtungen und Erschütterungen dienen schließlich nur dem Werden des Dichters.

Über den Fortschritt seines Künstlertums enthalten die Selbstbetrachtungen des jungen Schiller wenig Hinweise. Eine erste Notiz betont seine „wachsende Neigung zum Drama". (1. 4. 82. J. 28). Schon am 30. 5. 83. (J. 75) finden wir dann ein erstes Mal sein Dichten in Frage gestellt durch die Verlockung der Idylle: „Die höchste Größe eines Dichters" erscheint ihm klein gegen den „Gedanken, glücklich zu leben", und das stille Dasein des einfachen Mannes ein weit begehrenswerteres Ziel. Aber diese Gedanken bewegen ihn nur vorübergehend. Denn am 19. 1. 84. (J. 97) schreibt er ganz zuversichtlich: „Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe und meine Leidenschaft ist glücklicherweise auch mein Amt." Seine „Leidenschaft für die Dichtkunst" sei „groß und stark wie die erste Liebe" — erklärt er an anderer Stelle. (III. 528. 1784). In der „hohen Tragödie" besonders sehe er ein „fruchtbares Feld" für sich. Hier werde er „vielleicht nicht erreicht", wo er sonst übertroffen werden könnte. (24. 8. 84. J. 112).

Die unerwartete Zuschrift der ungekannten Freunde aus Sachsen erreicht ihn in einem Augenblick, in dem ihm sein Dichten wieder fraglich geworden ist. Sie bringt ihn jedoch dazu, daß — „ich die Verwünschung meines Dichterberufs, die mein widriges Verhängnis mir schon aus meiner Seele preßte, zurücknahm". (7. 12. 84. J. 120). Trotzdem fühlt er bis zu seiner Übersiedlung nach Leipzig in Mannheim sein Dichtertum eingeengt und bedroht. Es „stockt meine poetische Ader", schreibt er von sich (am 10. 2. 85. J. 125), und später sagt er noch von dieser Zeit im Hinblick auf sein dramatisches Schaffen: „In Mannheim habe ich beinahe allen Enthusiasmus für das Drama verloren". (12. 10. 86. J. 174).

Darauf spüren wir erst dann wieder Entwicklung, wo er mit Wieland und Goethe zusammentrifft und gleichzeitig seine Dichtung gegen die Anziehung der Geschichte verteidigen muß. Die erneute, jetzt erst tiefer gehende Erschütterung zerschlägt ihm alle Selbstgewißheit. Wenn Wieland davon überzeugt ist, daß das Drama sein Fach ist, er ist es noch nicht. (14. 10. 87. J. 225). An Wieland vor allem wird er inne, wie viel ihm noch an sprachlicher und formaler Vollendung abgeht. Es fehle ihm „Korrektion, Reinheit, Geschmack", „Delikatesse und Feinheit". (28. 7. 87. J. 204). Auch „Leichtigkeit" besitze er nicht. (25. 2. 89. J. 379). Im Vergleich mit Goethe empfindet er bei sich sowohl „Mangel an Kenntnissen" als auch „Mangel an sicherer Sinnlichkeit", wogegen er freilich sich auf ein eigenes Drama berufen könne. (25. 2. 89. J. 379). Das Wissen um die Stichhaltigkeit dieser Einsichten treibt ihn dann zu Maßnahmen, die Schäden und Fehler zu beheben: In den nächsten zwei Jahren, schreibt er jetzt am 20. 8. 88. (J. 303), werde er „keine modernen Schriftsteller" mehr lesen. Denn „keiner tut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab; nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um

meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei von der wahren Simplizität zu entfernen anfing." Gleichwohl sah er sich schon am 6. 3. 88. (J. 251) dem Vorjahr gegenüber dieser erstrebten „Simplizität", dem „Resultat der Reife", „schon sehr viel näher gerückt."

In diese Jahre — ab 1787 — fällt die Auseinandersetzung des jungen Dichters mit der Geschichte. Das neue „Fach" lockt ihn umsomehr, als ihm das Dichten unter dem Zwang, zur Sicherung seines Lebensunterhaltes gänzlich verleidet ist, und dadurch sich die schon vorhandene Unsicherheit noch bedeutend steigert. Den Übergang zur Geschichte, den er jetzt vollzieht, sieht er aber schon bald in wachsendem Maße ganz in der Richtung auf die Entfaltung seines eigentlichen Dichterberufes. Erst in der Erschütterung wird er gezwungen, bis in die letzte Tiefe seiner inneren Veranlagung vorzudringen. So liegt der äußere Schritt zur Geschichte ganz innerhalb — nicht außerhalb seiner dichterischen Entwicklung. Von ihr aus gesehen ist die Zeit seiner geschichtlichen und auch philosophischen Arbeiten nur eine Phase in seinem dichterischen Werden.

Anfangs vermag es ihm noch als ein Negatives zu erscheinen, daß er sich noch nicht ganz der „poetischen Diktion" in der Historie habe entwöhnen können. (6. 3. 88. J. 251). Dann aber wird es ihm offenbar, wie doch seine Geschichte eigentlich auch inhaltlich und in ihrer ganzen Konzeption durch den Dichter bestimmt werde: Überhaupt sei die Geschichte nur ein „Magazin" für seine „Phantasie" — „und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." (10. 12. 88. J. 350; 27. 7. 88. J. 295). Und das gleiche dichterische Verhältnis sieht er auch in seinen Beziehungen zur Philosophie: „Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt." (15. 4. 88. J. 261). Wenn er sich über sein neues Arbeitsfeld freut: „Du glaubst nicht — wie zufrieden ich mit meinem neuen Fach bin ... Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt." (6. 3. 88. J. 251) — so ist es doch fast niemals so sehr Freude über die Leistung, das Werk, als vielmehr über den „Gewinn an Ideen". Denn er empfindet sehr wohl, daß er durch seine „Arbeit in der Historie" sich selbst „einen weit wesentlicheren Dienst" leiste als der Geschichte. (17. 3. 88. J. 251). Immer stärker wächst so das Wissen, daß er mit allen seinen Arbeiten letzten Endes — zwangsläufig — nur seiner dichterischen Uranlage diene. Um so mehr schmerzt jetzt die Feststellung, die er machen muß, daß die Geschichte „viel Dichterkraft" in ihm „verdorben" habe. (20. 8. 88. J. 303).

Der vorübergehende „Abschied von den schönen und freundlichen Musen", den er mit der Übernahme der Jenaer Professur vollziehen muß, fällt ihm nun „hart und schwer". Er fürchtet das „rachsüchtige Gemüt" der Musen, die selbst gerne einen verlas-

sen, aber nicht verlassen werden wollen. (1. 1. 89. J. 362). Jetzt zeigt auch die Geschichte allmählich ihre Schattenseiten: „Ich bin dazu verdammt", schreibt er am 2. 2. 89. (J. 368), „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen und Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse." „Was mich jetzt beschäftigen soll, vielleicht Jahre lang beschäftigen muß, ist von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit entlegen." Dafür aber wird ihm jetzt der tiefere Sinn seiner Geschichtsarbeiten restlos klar. Er weiß nun, daß „diese Diversion" einen „merkwürdigen" und „glücklichen" Einfluß auf sein dramatisches Schaffen haben wird, daß sich immer und in allem seine Uranlage durchsetzt: „Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten. In andern Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen, und alles wird am Ende wieder darauf zurückführen." — „Zum Poeten machte mich das Schicksal. Ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren." (Döring 129. 1790). Das Primat der Dichtung in seinem Leben steht jetzt — auch als Wissen — unumwunden in ihm fest.

Die Struktur des Künstlertums: — Neben dieses werdehafte Bild seines Dichtertums trete nun das statische Bild, wie es die verschiedenen Selbstdeutungen des Künstlers ergeben.

Seiner ganzen dichterischen Grundhaltung nach ist der junge Schiller subjektiver Dichter. Er nimmt an seiner Dichtung den „Anteil des Liebenden", ist „Freund" und „Liebhaber" seiner Helden, nicht ihr „Aufseher" wie etwa der objektive Lessing. (J. 65). Diese poetische Grundhaltung begleitet seine ganze Jugend, nur die „Gegenstände" seiner Empfindung ändern sich, nicht aber die „Art" der „Empfindung" und die „Stimmung des Gemüts". (Schw. Schv. R. B. 32. 47).

Die dichterische Uranlage ist fest in seiner Seele verankert und setzt sich immer wieder durch. (J. 368; Döring 129). Sie bestimmt auch mehr unbewußt als bewußt das Verhältnis zu den Randgebieten, zur Philosophie (J. 261) und zur Geschichte. (J. 350, J. 295). Dieses Verhältnis ist immer ein dichterisches. Demzufolge geht es ihm auch nicht so sehr bei seinen Arbeiten um die historische Wirklichkeit, als von Anfang an um die philosophisch-ideale Wirklichkeit. (J. 350).

Die konkrete poetische Begabung zeigt eine antithetische Grundstruktur. Sie besteht aus einer „Mischung" von „Spekulation und Feuer", „Phantasie und Ingenium", von „Kälte und Wärme". Der Zusammenstoß von Gedanke und Gefühl erzeugt „Dunkelheit" und „Anarchie der Ideen". (J. 158). Im übrigen neigt sein Geist zum „Heroischen" und „Starken". (II. 345).

Das dichterische Hervorbringen ist kein quellhaftes Fließen. Zu der Begabung muß ernstes Arbeiten hinzukommen. Denn die

„Ideen fließen nicht reich genug" trotz der Fülle der fertigen Produkte, und seine „Ideen sind nicht klar", ehe er schreibt (J. 379), das Schaffen geht schwer, besonders wenn die Anregung fehlt, (J. 53) und „langsam". (J. 274). Es kann ihn „Stunden kosten", bis er „einem Perioden die bestmögliche Rundung" zu geben vermag. (J. 124). Er hat überhaupt eine „langsame Feder". (J. 353).

Nach der Seite der poetischen Diktion und des Ausdrucks zeigt er sich „gut" in „vollsaturierten Empfindungen", begabt und vollendet in den Szenen der Steigerung und der Leidenschaft, schlecht dagegen in den mittleren Lagen. (II. 365).

Die Gestaltungskraft verfügt über „Feuer der Farben" (J. 65), „starke Zeichnung", „große und weitläufige Komposition", lebhaftes Kolorit". (J. 204). Sie entbehrt der „Korrektion", der „Reinheit", des „Geschmacks", der „Delikatesse" und der „Feinheit" (J. 204). Auch „Leichtigkeit" besitzt sie nicht. (J. 379). Überhaupt mangelt es ihm an „Kenntnissen", an „sicherer Sinnlichkeit", an „verfeinertem Kunstsinn". (J. 379). Dagegen gewinnt er zum ersten Male „horazische Korrektheit" in den „Götter Griechenlands". (J. 255). Eine „Reinigung" seines Stiles durch den Einfluß der griechischen „Manier" hält er für „sehr nötig". (J. 353).

Die poetische Sprache der Räuber war zu „blumig" und zu pathetisch-unwirklich. Sie verwies ihn auf die Ode. (II. 372). Die künstlerische Entwicklung aber führt immer mehr zum Ideal der „Simplizität", zur Reinigung von „Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei" (J. 303) und zum Ideal der „Klassizität". (J. 180).

Unter den dichterischen Gattungen fühlt er sich nur für das Drama bestimmt. Das „lyrische Fach" bedeutet ihm mehr ein „Exilium" und dünkt ihn die „kleinlichste" und „undankbarste" Gattung unter allen. (J. 379). Das ganze Gefühl gehört dem Drama. Das Theater ist sein Klima (J. 76); die „hohe Tragödie" insbesondere sein „fruchtbares Feld". (J. 112). Das Drama gibt ihm seine größte Wirkung (V, 1. 151), und in dieser Gattung hat er es zu ganz Persönlichem gebracht, ist er unerreicht. (J. 379). Aber auch mit „den eigentümlichen Talenten zum epischen Gedichte" glaubt er sich begabt. (ebda.).

Der Inhalt der dichterischen Sendung: — Bleibt der eigentliche Inhalt der allgemein menschlichen Sendung Schillers in den Selbstbetrachtungen seiner Jugendzeit ganz in Dunkel gehüllt, so läßt sich der Dichter über die Auffassung seiner künstlerischen Sendung einigemal eingehender aus.

Es ist das aufklärerische Ethos der Volksbeglückung und Volkserziehung, was er dabei als Wirkziel seiner Dichtung ansieht. Am deutlichsten legt er diese Ansichten im Zusammenhang mit Bemerkungen zu seinen Dramen und in seinem Vortrag über die Schaubühne dar. Jedoch liegen alle seine Darlegungen dieser Aufgabe vor seiner Übersiedlung nach Sachsen. Nach dem Aufhören seiner ersten schöpferischen Periode (bis 1785) setzen auch naturgemäß

die Erörterungen über seine dichterisch-künstlerische Sendung aus. Das Ethos des ersten Jugendoptimismus trägt sie nicht mehr, und in dem Augenblick, in dem die eigene Sicherheit ganz zusammenbricht, verschiebt sich von selbst das Interesse, das zuvor für die Allgemeinheit frei war, nun wieder in die eigene Person zurück. Mehr als die früheren Krisen berührt ja die Dresdener Krise die Existenz des ganzen Menschen, der aus einem Sicher-Wissenden und Besitzenden wieder ein Suchender wird. Und so wundert es uns denn nicht, daß das dichterische Sendungsbewußtsein in den Selbstbetrachtungen dieser Zeit nirgends mehr in Worte gefaßt erscheint.

Das Weltbild der Glückseligkeitsphilosophie legte dem einzelnen die Sendung an die Mitmenschen als Verpflichtung auf, die ihm selbst aber wieder zugute kam: Indem ich meinen Nächsten vollkommen mache — so war der Gedanke — vervollkommne ich mich selbst und mache mich glücklich. Meine Liebe, die ich an den Nächsten verschwende, befördert und erhöht meine eigene Glückseligkeit und Vollkommenheit.

Nicht anders sieht auch die ideelle Grundlage aus, die des jungen Schiller Sendungsethos bestimmt.

Von diesen Vorstellungen ausgehend bezeichnet er als das Ziel des Dramendichters — und damit auch sein Ziel — „Lehrer des Volkes zu sein". (II. 343. 1782).

In der „Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit" sieht er zwei Jahre später in seinem Vortrag über die Frage: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" (26. 6. 84. III. 509 ff.) — die Aufgabe des Dramatikers und der Bühne: „Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk sein, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes." (510). Die Schaubühne — und damit der Dichter, der durch sie spricht — soll da veredelnd eingreifen, wo „Religion und Gesetze" unwirksam sind. Sie soll der „großen Klasse von Toren" den Spiegel vorhalten. Durch Spott und Scherz, durch Verachtung und Satire soll sie den Menschen in die Bahn des Gesetzes und der Religion weisen. Darüber hinaus ist für ihn die Bühne „Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das praktische Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele." (518). Wenn sie das Laster nicht tilgt, so lehrt sie uns doch, uns vor dem Laster der anderen zu schützen und zu bewahren. Sie lehrt uns weiter die große Kunst, unser Schicksal zu ertragen. Sie macht den Glücklichen gerechter gegen den Unglücklichen. Sie offenbart allen Menschen, den großen wie den kleinen, die Wahrheit. So steht die Schaubühne und der Dichter im Dienste der Verbreitung sittlicher Bildung. Aber nicht geringer ist ihr Verdienst „um die ganze Aufklärung des Verstandes". Hier wird die Bühne „der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden besseren Teile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen

durch den ganzen Staat sich verbreitet." (521). Auf diese Weise vermögen Theater und Dichter mitzuarbeiten an der Schaffung eines Nationalgeistes, d. h. eines gemeinsamen Grundbestands völkischer Sitten und Maßstäbe.

Ähnlich drückt dann der junge Dichter die Auffassung von seiner künstlerischen Sendung — auf das Journalistische erweitert — auch in der Einladung zur „Rheinischen Thalia" (Ende 1784) aus. Jetzt formuliert er persönlicher und knapper, aber es sind die gleichen Ziele: „Die rheinische Thalia wird jedem Gegenstand offen stehen, der den Menschen im allgemeinen interessiert und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen." (III. 530).

Danach fehlen Erörterungen über die Deutung der eigenen künstlerischen Sendung.

Zusammenfassung des I. Teils.

Die Fülle des bisher vorgelegten Materials nötigt nun zu einem zusammenfassenden Überblick [7]).

Jugendliches Reifen bedeutet Entfaltung und Behauptung. Das ererbte rassische und geistige Gut tritt in eine notwendige Auseinandersetzung mit Umwelt und Überwelt. Die Uranlage steigert sich zu einer höheren Stufe menschlichen Seins — und behält doch ihre Grundsubstanz in naturgesetzlicher Notwendigkeit bei. Statik und Dynamik umschließen einander.

---

[7]) Ich habe mit Absicht die motivische Auswertung der direkten Selbstbetrachtung des jungen Schiller in dieser Breite vorgenommen. Ich glaubte, wenn ich schon gründlich sein wollte, möglichst alle Seiten der Schillerschen Selbstschau beleuchten zu müssen. Nur die Vielfalt der Einzelbeobachtungen konnte — im Sinne des eingangs gewählten meteorologischen Vergleichs — ein genaues Bild der wahren Selbstbetrachtungen des jungen Dichters geben. Nur in wiederholten Längsschnitten konnten sowohl die Züge des genetischen wie auch des statischen Bildes aufgezeigt werden. Die moderne Schillerliteratur der letzten Jahre hat doch vielfach, so sehr sie auch in neuer Begeisterung und Aufgeschlossenheit dem Dichter begegnet, in der Subjektivität ihrer Auslegungen das natürliche Maß an Pietät vor dem Objekt überschritten und ihr eigenes Welt- und Kraftgefühl in ihn hineingedeutet. Um so angebrachter erschien es mir — bei meiner Themastellung — zunächst möglichst hinter das Wort, die Welt- und Selbstauffassung des jungen Dichters zurückzutreten. Ich wollte keine Abstraktionen bringen, deren Ursprung im Dunkeln liegt. Nun bleibt mir allerdings die Aufgabe, in Kürze die mannigfaltigen Züge der direkten Selbstbetrachtung des jungen Schiller einheitlich zu gruppieren und zu charakterisieren, und zwar in einer Weise, die über die gegebene Gruppierung und Gliederung hinausgreift. Auf die Analyse möge wieder die Synthese folgen; auf das stärkere Eingehen auf die Frage: „Wie sieht sich Schiller in seinen Selbstbetrachtungen?", eine knappe Beantwortung der anderen Frage: „Wie sehen wir Schiller in seiner Selbstbetrachtung?".

Beim jungen Schiller ist es nicht anders. Von Anfang an spricht sich in seiner direkten Selbstcharakteristik sowohl das Dauernde als auch das Werdende aus und am heftigsten die Auseinandersetzung zwischen beiden Kräften. In Ethos, Páthos, Personbewußtsein, Religiosität und dichterischer Selbstauffassung spiegeln sich diese Grundstrebungen.

Am meisten Statik wohnt noch — wir sprechen immer nur von der Zeit, aus der wir eine direkte Selbstbetrachtung besitzen, im Wesentlichen also von 1778—1789 — der ethisch-idealistischen Grundhaltung inne. Sie durchdauert in den Hauptzügen die ganze Jugend. Dazu gehört das liebende und glühende Herz, das unaufhaltsame Streben nach oben, nach der Selbstvollendung, dazu der bei jeder Reibung auflodernde Enthusiasmus, dazu der faustische und kosmische Drang.

Während Goethe immer neue Welten durchmißt und an Lebensfülle gewinnt, vollendet Schiller mehr in äußerster Intensität schon früh Vorhandenes.

Aber diese Statik ist ein Dauern, kein Beharren, ist potentielle Energie, die zum Einsatz kommt, aber nicht abnimmt. So bleibt der junge Schiller, was die Grundelemente seiner inneren Haltung anlangt, der gleiche mit 30 Jahren, der er mit 19 bereits gewesen war. Was sich ändert, ist die äußerliche Sichtbarwerdung dieser Haltung. Sie mäßigt sich in Ton und Stärke, wie jede menschliche Reifung ein Abstoßen des allzu Starken und Überlauten zu Gunsten des Gleichmäßigen, Ausgeglichenen, aber innerlich Festen und Kraftvollen bedeutet. In dieser Grundhaltung liegt zugleich das Vermögen zur Auseinandersetzung mit den Entwicklungskräften enthalten. Von außen und innen drängen sich die Schwierigkeiten heran. In der Bezwingung des Páthos, in der Erringung der Freiheit über die widrigen Hemmnisse des Schicksals, in der Besiegung eigener Müdigkeit, Schwäche und Verzagtheit und der Überwindung aufkommenden Fluchtgedanken und der Verlockungen durch die Idylle — liegt die höhere Stufe, die den reifen Mann gegenüber dem sich entfaltenden jungen Menschen ausmacht. Damit ist im Prinzip dieser Kampf zwischen Sein und Werden, zwischen den dauernden und den die Entwicklung treibenden Kräften ausgefochten, doch die konkrete Bewährung im Dasein des Tages verlangt auch von dem reifen Manne stetige Erneuerung dieses Sieges.

An sich begegnen sich in jedem Menschen diese Kräfte, und jeder bewußte Mensch hat diesen Kampf auszutragen und durchzustehen. Der Unterschied zum jungen Schiller besteht nicht in der Tatsache, sondern in der Stärke des Kampfes. Páthos wie Ethos, widriges Sein und tätiges Wollen stehen sich in ganz ungewöhnlichen Ausmaßen gegenüber. Ohne den tatsächlichen ungünstigen äußeren Lebensgang mußte diese Steigerung des idealistischen, ethischen Strebens bereits — auch bei weit glücklicheren Verhältnissen — schmerzhafte Gegensätze schaffen, denn solches

Wollen prallt immer auf eine widrige Welt, weil es überreal ist. Um wieviel mehr noch muß das der Fall sein, wo wirklich außergewöhnlich starke Widerstände entgegenstehen.

So drängen sich in den direkten Selbstbetrachtungen des jungen Schiller vier Dominanten auf, die sie durchziehen: das enthusiastische Wollen, das tiefe Leiden unter der Bedrückung durch die empirische Welt, das Auf und Ab des Schwankens als Folge dieser beiden Kräfte und die schließlich doch siegende Willenshärte der ausgehenden Jugend.

Besonders das Schwanken ist ein charakteristischer Zug der Selbstbetrachtungen. Es ist die gelebte Spannung zwischen Geist und Natur, zwischen Freiheit und Unfreiheit, zwischen Wollen und Wirklichkeit. Zum Teil ist das Hin- und Hergerissenwerden zwischen zwei Extremen, zwischen zwei Seiten an jeder Sache als Anlage in ihm grundgelegt, zum Teil durch sein Schicksal hervorgerufen. So aber, wie es ihm eignet, macht es schon den jungen Schiller zum Dramatiker, der selbst für und gegen, gut und bös in seinen Gestalten miterlebt, der These und Antithese in sich vereint [8]). Das Schwanken ist das Zeichen des jungen Schiller und verläßt ihn mit der Reifung. Die polare Spannung hingegen bleibt des Dramatikers innerste Form — in Sachen der Dichtung und in persönlichen Dingen. Sprachlich findet das Hin und Her seinen Ausdruck bald in der Satire, bald im Hymnus, bald in der Elegie, bald in der Idylle. Inhaltlich wechseln Idealismus mit Materialismus, Optimismus mit Skeptizismus und Pessimismus, und oft sogar liegt beides nebeneinander.

Wir können zuzeiten von dem chaotischen Schiller sprechen, in dem es drunter und drüber geht, so daß er sein Innenleben nicht einmal mitteilen und nur „historisch" schreiben kann.

Immer dürfen wir von dem kämpfenden Schiller reden, sei es, daß er sich mit seinem äußeren Schicksal herumschlägt, sei es, daß er gegen sich selbst und seine Schwächen und Fehler angeht. Ja dieser Selbststreit steht weitaus im Vordergrund und bestimmt stark den Charakter der Selbstbetrachtungen. Das drückende Bewußtsein eines großen Abstandes zwischen Sein und Wollen führt ihn dazu.

Stets in diesem Kampf lebt der heroische Schiller, wie er sich selbst in seiner ersten künstlerischen Selbstdeutung (1782) nennt. Heroisch ist das „Trotz allem", das er allen Widerständen, allen Rückfällen und allen schlechten Zukunftsaussichten entgegenstellt; heroisch, wie er am Abschluß der Jugendzeit die Realität des Lebens mit ihrer Notwendigkeit der Existenzsicherung in der Jenaer Professur auf sich nimmt.

Schon hier ist Schiller der Willensmensch, der in harter

---

[8]) Als „Wandelbarkeit der Laune" spricht Schiller dieses Schwanken „allen Musensöhnen" zu, als ein Fluch, der auf ihnen laste. (26. 5. 88. J. 275).

Entscheidung und Unbedingtheit schließlich doch alle empirischen Hemmungen überwindet.

Faustischer Drang treibt mit Ungestüm über alle Halbheiten des Lebens hinaus, beflügelt das Denken — trotz der Bleiklumpen an den Füßen. Der unaufhaltsam strebende, werdende Schiller ist ein faustischer Schiller.

Und wiederum können wir von einem sentimentalischen Schiller sprechen, der — eng dem faustischen Drange verschwistert — eine unbändige Sehnsucht in seiner Brust beheimatet, das Heimweh nach dem Leben vor aller Reflexion. Er sehnt sich nach jenem Leben des naiven, naturhaften, ganzheitlichen Menschen und fühlt sich doch mit dem Fluche des denkenden Menschen belastet, der nicht mehr über jene unbeschwerte Ursprünglichkeit verfügt — wie Tonio Kröger in der modernen Dichtung.

Schließlich aber ist es auch der kosmische Schiller, der sich — wenn auch den anderen Zügen gegenüber zurücktretend — in der Selbstbetrachtung des jungen Dichters ausdrückt.

Bei allem können wir bei ihm von einem Ineinandergreifen und gegenseitigem Durchdringen von subjektiv-emotionalen und reflektiven Zügen sprechen. Verstandesbetontes und gefühlsbetontes Handeln und Denken vermögen einander sehr schnell abzulösen, je nachdem er einer Sache rein denkerisches Interesse oder die Anteilnahme des Herzens entgegenbringt. Vor allen Dingen in seinen kaufmännischen Berechnungen — aber auch in manchem seiner Gedichte herrscht die verstandesmäßige Überlegung vor. Sobald aber das Herz angesprochen ist, tritt der junge Dichter über die Inbrunstschwelle entzündeter Anteilnahme hinaus ins Reich des pathetischen Bekennens und des schwärmerischen Sich-Verströmens, — was Wieland an ihm dann als Verschwendung tadelt. Er selbst hält „die schöne Mischung von Feuer und Kälte" für das Ideal, wonach er streben müsse. (II. 155; 20. 11. 88. J 343). „Kalte Philosophie" und „ein warmes Herz" und „warmes Blut" sollen sein Leben wie seine Freundschaft mit Körner bestimmen. (7. 5. 85. J. 132).

Es ist endlich der Mensch, der Dichter, der Freund, der Liebende, der Sohn, der Bruder, der Mediziner, der Journalist, — der hier von sich spricht und das Bild des jungen Schiller bald nach dieser bald nach jener Seite verschiebt und nicht selten sogar sich widerspricht [9]).

Wir haben im ganzen so eine Fülle von Tendenzen, eine Fülle von Kräften und eine Fülle von Möglichkeiten, die sich treffen, zusammengehen, überschneiden, befehden — und die alle zu dem

---

[9]) H. Cysarz (1934. 135) redet von dem Journalisten Schiller, der den Dramatiker Lügen strafe.

Dauernden des ernsten Vorwärtsstrebens hinzutreten, um das Bild des jungen Schiller abzugeben, wie er es teils selbst gesehen hat, wie wir es dann aber darüber hinaus aus seinen Selbstbetrachtungen herauslesen können.

Wie im Leben das Beieinander von Veranlagung und den vielen anderen Momenten eine Einheit eingeht in der Welt- und Lebensauffassung des Mannes, so lösen sich nach der Seite der Gestaltung alle diese Halbheiten in der künstlerischen Ganzheit der Tragödie.

II. Teil.

Die Selbstdeutung und Selbstbetrachtung des jungen Schiller in seiner Dichtung.

Direkte und indirekte Selbstbetrachtung: — Über den Wert der Dichtung für ein Erkennen der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller läßt sich streiten. Selbst in dem besonderen Falle des subjektiven Dichters — was der junge Schiller ja in größtem Umfange ist — kann man ihn verneinen. Es ist in der Tat keine Eigenbetrachtung, die auf den konkreten, empirischen Menschen abhebt. Es ist vielmehr die philosophische, ideale Selbstwirklichkeit, die er in einem über das reale Leben hinausgreifenden Verstande betrachtet, deutet und gestaltet, die er aber dann doch wieder gegen sein tatsächliches Sein kontrastiert. Wir dürfen diese Selbstgestaltung nicht ganz aus der Sphäre des Bewußten herleiten. Denn sie erfolgt vielmehr zum großen Teil als impulsives, vorreflektives Bekenntnis, in dem oft rotes Herzblut fließt, und in dem er seine ganze Seele offen zeigt. Hinter dem Seelenausbruch verbirgt sich sein Selbstbildnis[1]).

In der Dichtung sehe ich eine indirekte Spiegelung der Auffassung des Dichters von sich selbst. Gegenüber der direkten Selbstbetrachtung wird sie keine neuen Motive bringen, diese dafür aber in einer anderen Wirklichkeitsform. Die Gedanken, die um den eigenen Wert, die eigene Aufgabe, um Sein und Können, um Wollen und Müssen des eigenen Ichs kreisen, erleben eine Abrückung von den kleinen Dingen und Bedürfnissen des Tages. Sie erfahren zugleich Stilisierung und Überhöhung. Die Wesenszüge werden deutlicher, die kleinen Hemmnisse und Widerlichkeiten des harten Daseins treten zurück, der Dichter sieht sich in der gehobenen Wirklichkeit eines — wenn auch noch erdverbundenen — Überdaseins. Aus der eigentlichen Betrachtung wird eine deutende Gestaltung des eigenen Hochbilds.

Die Grundveranlagung des Dichtermenschen natürlich bleibt. Die oben beobachteten Dominanten beherrschen auch die Dichtung. Aber das Páthos tritt doch weit stärker zurück, und das Ethos gewinnt an Schwung und Begeisterung, denn vieles ist in der Tatsache der dichterischen Bewältigung allein schon überwunden, was in den Briefen noch blutende Wunde ist. Gerade die Mo-

[1]) Schiller selbst nennt seine Dichtungen „abgerissene Stücke meines Wesens". (3. 9. 88. J. 311).

tive des Ethos erhalten eine wesentliche Steigerung und gewinnen in der poetischen Welt erst ihre volle Realität, wie umgekehrt die Momente des Leidens zu prosaisch sind, um hier in größerem Umfange Gestalt zu finden. Das Herz aber in ganz besonderem Maße wird zum beherrschenden Mittelpunkt aller Gestaltung und Betrachtung.

Methodisch ist die Aufgabe eine andere geworden: Wir können nicht mehr unmittelbar aus den Worten lesen, sondern müssen die Selbstauffassung des Dichters aus dem Sinn der Dichtung und dem Sinnhintergrund erschließen. Wir können nicht mehr aus dem Teil, aus einzelnen Sätzen in den Briefen unsere Erkenntnis entnehmen, sondern der Zugang zur Vorstellung des Dichters von sich selbst führt nun — weit komplexer — über die Gestalt: etwa eines Karl Moor, eines Posa oder eines Ferdinand von Walter. Erst die Seele und das Herz dieser seiner Helden sind der junge Dichter selbst, nicht mehr ihre einzelnen Taten und nicht jedes ihrer Worte.

Die Gedichte nehmen dabei eine Mittelstellung zwischen Brief und Drama ein. Sie sind vielleicht am wenigsten Selbstschilderung, sie sind mehr Gefühlserguß. Ihnen haftet noch z. T. das Bruchstückhafte der Briefcharakteristik an. Aber sie rücken als Dichtung doch stark von der Selbstschau in den Briefen ab — durch die Einwirkungen der poetischen Bannung und Gestaltung.

Daß wir ein Recht haben, die Dichtung des jungen Schiller auch nach der Seite der Selbstschilderung auszudeuten, dafür können wir aus seinen frühen Briefen u. a. zwei Stellen besonders anführen: Am 25. 2. 89. (J. 378) schreibt er an Karoline von Beulwitz: „Wenn mich je das Unglück oder das Glück träfe, sehr berühmt zu werden ...., so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen Sie den Menschen übrigens laufen." Das heißt nichts anderes, als daß er erst in seiner Dichtung sein wahres Menschtum gestaltet sehen will. Deutlicher spricht dann noch aus seinem ersten Brief an Körner (10. 2. 85. J. 125) — als er sich dem noch unbekannten Freunde vorstellen und charakterisieren soll — der Hinweis auf seinen Karl Moor: „Für mich spreche Karl Moor an der Donau." Hier ist die Gleichsetzung klar: Karl Moor ist Schiller, Karl Moor ist eine Selbstdarstellung des jungen Dichters. So sah er sich und so dachte er von sich — freilich mit der Einschränkung, daß wir ihn nur als Gestalt, als Charakter und nicht in jeder seiner Handlungen und Reden nehmen dürfen.

Da wir die Einzelmotive der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller im ersten Teil eingehend dargestellt haben, beschränkt sich die folgende Darstellung nur auf die wesentlichen Züge ihrer Motivik und legt im übrigen darauf Wert, die Steigerung und Überhöhung der Selbstdarstellung gegenüber den Briefen, wie überhaupt die Unterschiede zur direkten Selbstbetrachtung herauszuarbeiten.

8. Kapitel: Schillers Selbstgestaltung in seinen Gedichten.

Wo wir in dieser Arbeit die direkte Selbstbetrachtung des jungen Schiller einer mehr indirekten Selbstgestaltung in der Dichtung gegenüberstellten, da hatten wir immer in erster Linie die Selbstdarstellung in den Briefen und andererseits in seinen Frühdramen vor Augen. Und das hat seinen inneren Grund. Die Selbstdeutung des jungen Schiller in seinen Gedichten nimmt in der Tat eine Mittelstellung zwischen beidem ein. Mit den Dramen teilt sie die dichterische Abrückung von der direkten Selbstreflexion, die Verlagerung des eigenen Bildes in eine von der realen Wirklichkeit entfernte gehobene Ebene. Im Augenblick der Formung vereinseitigt, verengt, aber auch verwesentlicht das Selbstbildnis, ohne indessen beim jungen Schiller die überlebensgroße Wucht seiner dramatischen Selbstvisionen auch nur annähernd zu erreichen. Vermag der junge Goethe sich gerade in seiner Lyrik in höchstem Maße selbst zu gestalten, wie im „Ganymed", den er nach seinem Bild und in Steigerung dessen, was er in sich fühlt, schafft, oder im „Prometheus", der sogar in noch „echterem Sinne Goethe ist als selbst der Faust des ältesten Entwurfs" [2]), so gelingt es Schiller nicht in gleichem Maße — auf Grund des stark gedanklichen Charakters seiner Lyrik —, sich selbst je als Gestalt zu erleben. Schiller vermag nicht sein eigenes Ich primär als Objekt gewissermaßen zu erleben. Und doch ist der dargestellte Stoff alles andere als beziehungslos zum Ich des Dichters, da es sich ganz in den fremden Stoff hineinergießt und ihm sein „Blut" und seinen „Pulsschlag" aufzwingt. Der Schillerschen Lyrik fehlt so der eigentliche Bildwert seiner Dramen, und statt dessen sind auch diese Gedichte im wesentlichen Momentfotographien wie die Selbstdarstellungen der direkten Selbstbegegnung. Aber ist dort immerhin große Ehrlichkeit kennzeichnendes Stigma, so tritt z. B. in den Anthologie-Gedichten neben das Ehrliche das Unehrliche, neben das Erlebte, Empfundene und Erlittene das Gemachte, das Leichtfertige, das Spielerische, das Burschikose, das Unfreie — Dinge, die nicht im Zentrum seines Wesens ruhen und, nur durch die erschütterte Welt- und Lebenssicherheit des jungen Dichters hervorgerufen, vorübergehend ihn mitbestimmen. So zeigt sich auch hier wieder jenes Auf und Ab von Optimismus und Pessimismus, von Idealismus, gläubiger Hingabe an das All und seinen Schöpfer, von pietistischer Inbrunst und materialistischem und eudämonistischem Denken bis an den Rand des Frivolen (Anthologie); jene Spannung, die der Zusammenprall von wirklicher Welt und enthusiastischem Überwindungsdrang über alle empirischen Hemmnisse hinaus auslöst, aber auch jener zähe Wille, der dann doch den Sieg erkämpft.

---

[2]) Vgl. O. Walzel: „Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart" (Handbuch der Literatur-Wissenschaft) 1927. I. S. 200.

Vom noch unproblematischen und harmonischen Prediger und Sänger Gottes wechselt das Selbstbildnis in den erschütterten, ringenden, zwiespältigen, mit sich unzufriedenen, aber bei allem doch wieder selbstgläubigen, selbstbewußten Mediziner, in den liebenden Dichter der Entscheidung zwischen Pflicht oder Neigung, in den sendungsbewußten Menschen, der nur das eine als höchstes Ziel kennt: die Selbstvollendung, um mit seinen Kräften für die Menschheit zu wuchern; in den Künstler, in dem die Selbstvision des jungen Schiller an der Wende zur Reife nach allen Stürmen die erste klare Gestalt annimmt.

Zeitlich sprechen die Gedichte schon in einem Augenblicke, aus dem wir keine briefliche Selbstbetrachtung besitzen: wie der „Abend" (1776) und der „Eroberer" (1777). Die 1782 veröffentlichten Anthologie-Gedichte reichen z. T. bis an die Zeit seines ersten Dichtens zurück, führen aber dann ganz besonders in die erschütterte Welt der ersten Krise. In ihrer Breite spiegeln auch sie stärker als die an sich noch wenigen Briefe den frühen Schiller, während die nachfolgenden Gedichte — eine nur geringe Zahl — statt dieser Breite Querschnitte durch wesentliche Entwicklungsstufen, entscheidende Überwindungen und Erkenntnisse darstellen. In dieser Tatsache zeichnet sich bereits die wachsende Bannung, Vertiefung und Beherrschung der eigenen Selbstauffassung ab. Im gleichen Maße fällt das Spielerische und Unpersönliche mancher Frühgedichte weg. Es wächst die Verantwortung vor seinem Selbstbildnis. Doch sind auch Schillers erste Gedichte und die der Anthologie insbesondere — um mit ihm selbst zu reden — „n i c h t a l l e von den gewöhnlichen", sondern einige von ihnen haben einen „eigenen Ton", „brennende Phantasie" und „tiefes Gefühl". (St. [3]) S. 67). Und hier spiegelt sich Schiller ebenso wahr als sonstwo in seinen Schriften. Wir müssen allerdings in diesem Sinne unter den Gedichten auswählen.

Die ersten Gedichte des jungen Schiller atmen noch ganz das religiöse Pathos eines optimistischen Welt- und Allglaubens. Er fühlt sich berufen — wie Haller und Klopstock, seine Vorbilder zu dieser Zeit —, dem Herrn zu singen, den Schöpfer zu preisen, er fühlt sich als den Sänger und Prediger Gottes. Er will

„Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl."
(Der „Abend" I. S. 27. V. 15 f.)

Deshalb verzichtet er auch gern auf allen äußerlichen Tand, wenn er nur Gott loben kann: „Teil Welten unter sie — nur Vater m i r Gesänge!" (Vers 20). Und sein Geist singt seinem Gott:

---

[3]) St. = Wolfg. Stammler: Schillers Authologie-Gedichte. Krit. Ausg. Bonn 1912. (= Nr. 93 d. kl. Texte für Vorlesungen und Übungen. hrsg. v. H. Lietzmann.)

„. . . der große Lobgesang
Tönt auf der Laute der Natur! In Harmonien
Wie einen süßen Tod verloren, preist
Den Herrn des Alls mein Geist."
(Die „Herrlichkeit der Schöpfung". St. 6. S. 11. V. 48 ff.)

Aber der Sänger des Herrn ist mehr noch, er ist auch Streiter des Herrn, eine Michaelgestalt mit dem feurigen Schwert in der Hand. Begeistertes Pathos der Verwerfung geht mit dem Tyrannen, dem Zertrümmerer, dem „Eroberer" ins Gericht, und das Selbstgefühl und die Selbststeigerung des Dichters drückt sich nirgends stärker aus als dort, wo er sich als den Rächer der Untat sieht:

„O dann stürze der Fluch, der aus der glühenden
Brust mir schwoll, in die Wag, donnernd wie fallende
Himmel — reiße die Wage
Tiefer, tiefer zur Höll hinab."

Und wenn das Verdammungsurteil gesprochen ist, — dann

Will ich „am Altare vor Dir, Richter, im Staube mich
Wälzen, jauchzend den Tag, wo er gerichtet ward,
Durch die Ewigkeit feiren,
Will ich nennen den schönen Tag."
(Der „Eroberer" I. S. 4. V. 97 ff; V. 105 ff.)

Der unendlichen Gottheit, der „Größe der Welt" gegenüber packt ihn tiefstes Unendlichkeitsgefühl, empfindet er sich als einen Pilger weit am Rande der Schöpfung:

„Steh! Du segelst umsonst — vor Dir Unendlichkeit.
Steh! Du segelst umsonst — Pilger auch hinter mir."
(Die „Größe der Welt". St. 31. S. 42. V. 25 f.)

Diesem religiösen Selbsterleben in Ton und Wesen verwandt ist die Selbstspiegelung seiner Liebe. Was schon in den Briefen wie Hymnus und Gesang aus seiner Seele sprang, erlebt hier seine Gestaltung und Überhöhung. Schiller der Freund, Schiller der Liebende! Und beides verbunden durch das Ethos des Strebens, des Flugs über die Enge dieser Welt hinaus. Das Ich braucht den Freund, um sein zu können. Nur die Freundschaft gibt ihm die Möglichkeit, sich selbst zu empfinden und auszuschöpfen. Das Bedürfnis nach dem Freund ist ihm so eingeboren und so groß, daß er ihn erschaffen müßte, wenn er nicht wäre:

„Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt ich sie."
(Die „Freundschaft". St. 35. S. 47. V. 37 ff.)

Mit dem Freund zusammen wagt auch er

„Zur großen Geistersonne
Freudig, mutig den Vollendungsgang." (V. 17/18).

Der gemeinsame „Vollendungsgesang" ist dabei der Sinn dieses Bundes:

„Arm in Arme, höher stets und höher
. . . . . .
Wallen wir einmütigen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ewgen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit."
(Vers 49; 52 ff.)

Mit dem Hymniker der Freundschaft Hand in Hand geht der Hymniker der Liebe:

„Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich."
(„Triumph der Liebe". St. 14. S. 25. V. 1 ff.)

Die Lieder an Laura sind der konkretere Niederschlag seiner Liebe. Wir glauben an ihren erlebnismäßigen Hintergrund! Das unmittelbare Erfahren der Liebe spricht uns wirklich an — mitten unter aller Reflexion. Er spürt ihrem Grunde nach. Er sieht sich verändert:

„Und was ists, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper stürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut."
(„Phantasie an Laura". St. 2. S. 5. V. 19 ff.)

Er fühlt sich nicht verarmt, nein! „Alles hat die Liebe mir errungen!" („Vorwurf an Laura" St. 25. S. 36. V. 67 ff.)
Und doch wirkt die Gestaltung seiner Liebe irgendwie krampfig und „überspannt" — wie er selbst alle seine Anthologie-Gedichte nennt. (St. S. 67). Die Tiefe des eigentlichen Herzenserlebnisses vermag er nicht auszudrücken, da ihm die Liebe weniger Eros, sondern mehr Sexus oder Alliebe bedeutet. So fehlt schließlich doch etwas die erlebnismäßige Resonanz.

Das wird umso deutlicher, wenn wir die großartige und kraftvolle Selbstüberhöhung dagegenhalten, mit der er sich als Mensch unter Menschen und im Kosmos empfindet:

„Zwischen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels,
Wolken türmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke dich, Ewiger."
(„An den Frühling". St. 29. S. 41. V. 1 ff.)

Hier vermag Schiller seine gotische Seele ganz auszudrücken und

zu empfinden; und dieser Stellen sind noch mehr. So sagt er von sich in der „Melancholie an Laura“ (St. 37. S. 49. V. 75 ff.):

„Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter!
Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
Nieder fällt des Todenspeeres Schaft,
Meine Blicke brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geist
Denn die Lichter seines ewgen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felsen türmt und niederreißt.
Kühn durchs Weltall steuern die Gedanken,
Fürchte nichts — als seine Schranken.“

So „stark“, so „brennend“, so „feurig“, so „kühn“ ist der junge Dichter! Und deshalb will er nicht verwelkt und als Greis sterben, sondern in „schönster Schöne“, in der vollsten Blüte seiner Kraft, ungebrochen will er ins Totenreich eingehen, denn die Vorstellung würde ihn bedrücken, daß die gleiche Sonne ihn zittern sehe, die zuvor „des Jünglings Adlergang gesehen.“ (Vers 108).
Es ist das Bild der eigenen heroischen Größe, das ihm vorschwebt. Er kennt seine Kraft. Und diese kühne Warnung gibt er den „Schlimmen Monarchen“:

„Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande.
. . . . . .
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürstenherzen kalt.“
(St. 45. S. 57. V. 103 ff.)

So weiß der junge Schiller in seinem Kraftgefühl und in seiner enthusiastischen Lebensauffassung von keinen Grenzen. Doch über kurz oder lang muß der Optimist der persönlichen Freiheit die Schranken der empirischen Welt an sich erfahren. Und so mischen sich bald diesen Kraft- und Jubelakkorden pessimistische Klänge bei. Die Welt des Theologen und die Welt des Mediziners stehen gegeneinander. Der Konflikt der beiden Seelen beherrscht sein Denken und Wollen. Hier in der Dichtung spricht der junge Schiller diesen Konflikt aus, wo wir ihn aus den Briefbetrachtungen erst entnehmen mußten. Aber es ist der gleiche Kampf. Es ist das Bewußtsein seiner selbst inmitten dieses Zwiespalts, wie es ihm die intuitive Schau der schöpferischen Vertiefung gibt. Mit einem Male dämmert dem jungen Dichter der Dualismus seines eigenen Weltbilds, die Unumgänglichkeit einer Wahl zwischen „Lust und Pflicht“ (St. 26. S. 36), zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden“. (St. 19. S. 31). In seinen gläubig-zuversichtlichen Weltentwurf drängt sich das Ahnen und Empfinden des Todes, der Flüchtigkeit des Augenblicks und des Vergehens: Was nützt alles Weltvergessen in der Seligkeit der Liebe, es ist ja doch nur ein kurzer Traum! („Die seligen Augenblicke an Laura“ St. 9. S. 17)

„Ach! schon schwören sich mißbraucht zu frechen Flammen
Meine Geister wider mich zusammen.
Laß — ich fühls — laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und im eigenen Strahle lösch ich aus."
(„Melancholie an Laura". St. 37. S. 49. V. 97 ff.)

Vergänglich sieht er sein Leben, vergänglich sein Glück. Die „lachende Erde" ist ihm „nur ein Grab".

„Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für m i c h nur ein Grab."
(„Morgenphantasie". St. 41. S. 54. V. 30 ff.)

Von diesen pessimistischen Empfindungen, die einen breiten Raum in seinen Anthologie-Gedichten einnehmen, bis zur Todessehnsucht ist nicht weit. Der Tod dünkt den Melancholiker und Weltmüden eine willkommene Erlösung. Du hast es gut in deinem Grab! ruft er dem Freunde zu:

„Aber wohl Dir! — Köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläfts sich in dem engen Haus,
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus."
(„Elegie auf den Tod eines Jüngling". St. 7. S. 12. V. 49 ff.)

Fünfmal hat der junge Schiller den Tod besungen und damit schon sein Verhältnis zu ihm kundgetan. Und wenn so das irdische Leben keinen Sinn hat, wenn überall sich nur Schranken zeigen, weshalb soll man nicht das auskosten, was es noch zu bieten hat? Echt im Stile Wielands lautet Schillers materialistisches Bekenntnis „An einen Moralisten", eine Resignation auf alles höhere Wollen:

„Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bischen muntrer springt!
Laß den Bewohnern eines besseren Landes,
Was ewig nie dem Erdensohn gelingt.

Zwingt doch der tierische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Sklavenmauern ein;
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen, Mensch zu sein."
(St. 20. S. 32. V. 41 ff.)

Das ist das Bekenntnis des diesseitigen Materialisten, mag es auch hier vielleicht mehr einem Spiel mit der Unschuld, einem Gefallenfinden an der eigenen Frivolität entstammen.

Der gläubige, der schwankende, der zweifelnde, der ungläubige Schiller ist ein und dieselbe Person in dieser Zeit. Es sind noch mehr als „zwei" Seelen, die in seiner Brust wohnen, und der junge

Dichter weiß darum. Wie ihm dieser Widerstreit in seiner Seele, sein Wandel von einer mehr idealistisch gerichteten Weltanschauung zu einer epikuräischen Haltung bewußt wird, wie er selbst seinen Kurswechsel von Klopstocks zu Wielands Welt empfindet, beweist nämlich das Gedicht: „Klopstock und Wieland“:

„Gewiß bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unsereiner lieben,
Komm, linker Mann, ich küsse dich!“
(St. 15. S. 29.)

Dem gegenüber zieht der junge Schiller in der „Winternacht“ (St. 48. S. 63. V. 41 ff.) ein erstes Fazit seines bisherigen Lebens:

„Nun liegt dies all im Nebel hinterm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
Was einst der kleine Fritz getan.
Man ist — potz gar! — zum Doktor ausgesprochen,
Wohl gar beim Regiment!
Und hat vielleicht, doch nicht zu früh gerochen,
Daß Pläne Seifenblasen sind.
Hauch immerzu — und laß die Blasen springen,
Bleibt nur dies Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur, errungen mit Gesängen,
Zum Lohn ein teutscher Lorbeerkranz.“

Selbstgefühl trotz aller schlechten Erfahrung, Vertrauen auf das eigene Herz und Hoffnung auf die Zukunft atmet dieses Gedicht, mit dem die Anthologie ausklingt. Gesungen aber hat in dieser Sammlung der Dichter Gottes, der Liebe und des Todes.

So wie sich dieser junge Mensch sieht, steht er bei aller Größe und ursprünglichen Glut des Ethos ganz inmitten der auf ihn hereinbrechenden Widersprüche der Welt und der eigenen Seele. Und das äußert sich auch noch in den beiden zusammengehörenden Gedichten „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“. (IV. S. 23, IV. S. 27). Sie sind — nach Minor — wohl im Februar 1785 entstanden in der Auseinandersetzung mit seiner Liebe zu Charlotte von Kalb und sind die „Generalbeichte“, mit der der junge Schiller dieses Erlebnis überwindet und hinter sich bringt. Im Selbststreit öffnen sich noch einmal alle Wunden, und der Schmerz wird laut im Hader mit Gott:

„Weil du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden.“

„Dich hätten sie als den allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt?“
(V. 72 f., V. 79 ff.)

„Nur auf der Folter merkt dich die Natur?
O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen.
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne soll ihm weiterfließen,
Er hat auf ewig seinen Lohn dahin." (V. 86 ff.).

Eine unnatürliche, rein geistige Ehe aber, für die ihn die verheiratete Charlotte bestimmen möchte, verschmäht er:

„Nein, unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die errötende Natur bereut." (V. 61 f.).

Stellt so der junge Schiller in der „Freigeisterei der Leidenschaft" den Kampf dar, den ihn seine Entsagung gekostet hat, so führt ihn die „Resignation" in der Deutung seines Lebens und des Sinnes seines eigenen Daseins zur Zielerkenntnis: Glückseligkeit durch Glaube und Verzicht. Es ist eine Resignation auf das eigene Glück zum Besten der Menschheit und aus Liebe zu ihr. „Freie Liebe" dünkt dem sich Überwindenden höher als Sinnenglück und jedwede Vertröstung auf eine Belohnung im Jenseits. Aber schmerzlich ist doch dieser Verzicht und die Unterwerfung unter die Tatsache der scheinbaren Unmöglichkeit einer Harmonie zwischen Wollen und Sollen:

„All meine Freuden hab ich Dir geschlachtet;
Jetzt werf ich mich vor Deinen Richterthron,
Der Menge Spott habe ich beherzt verachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn." (V. 71 ff.).

Niedergeschlagenheit beherrscht seine Gefühlslage.

Doch dann vollzieht sich jäh der Umschwung zu einem anderen Glauben an sich und sein Leben. Im neuen Bereich, in Leipzig und Dresden, umgeben von herzlicher Teilnahme, gewinnt der junge Schiller neuen Schwung und Vertrauen auf die Sinnhaftigkeit seines Daseins. Die Dämonen sind gewichen und mit ihnen Pessimismus, Materialismus und Atheismus. „Es waren die finsteren Geburten eines stolzen, vom Glückseligkeitsdurst egoistisch gequälten Selbstgefühls, dieser Egoismus ist durchschaut und der Dichter von seinen Qualen erlöst." (K. Fischer. S. 246).

Im „Lied an die Freude" (IV. S. 1) widerlegt der junge Dichter „Freigeisterei" und „Resignation" [4]). Nun ist der Sänger des Lieds an die Freude wieder der überschäumende, der frohe, jubelnde Ekstatiker und Pathetiker geworden. Der optimistische Geist der frühen Jugend lebt wieder, der im Taumel der Freude die ganze Welt zur Teilnahme daran mit sich reißen möchte. In der Freude sieht er seinen und der Welt innersten Lebensberuf und Lebensanteil:

---

[4]) Vgl. dazu J. 146. (Dez. 1785), wo Schiller auf die Veröffentlichung dieser beiden Gedichte Wert legt, weil er sie „in einem anderen gänzlich widerlege".

„Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr." (V. 40 ff.).

Die neue Deutung seiner selbst wird zur Grundlage einer neuen Zielumschreibung. Das Leben gewinnt wieder einen Inhalt:

„Fester Mut in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Krone,
Untergang der Lügenbrut." (V. 92 ff.).

Diese pathetische Selbstbetrachtung kann nicht dauern, da sie nur stimmungsgetragen und nur möglich ist durch vorübergehendes Vergessen jenes Dualismus, unter dem er so leidet, und den für ein ganzes Zeitalter zu überwinden, seine Lebenssendung ist. In den „Götter Griechenlands" (VI. S. 21), die im März 1788 erscheinen, empfindet der Dichter sich wieder unerbittlich diesem Zwiespalt ausgesetzt. Die Götterwelt Griechenlands ist das verlorene Paradies, die verlorene Harmonie. Das Gedicht ist eine Elegie auf das gewesene Glück:

„Schöne Welt, wo bist Du? — Kehre wieder
Holdes Blütenalter der Natur!
— Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch Deine goldne Spur." (V. 145 ff.).

Das Christentum hat die Natur entgöttert und dadurch kam der unüberbrückbare Zwiespalt von Leben und Ideal in die Welt. Die Klage über den Verlust wird zum persönlichen Bekenntnis seiner Sehnsucht, der Sehnsucht nach einer neuen Mythologie, einer neuen Weltanschauung der Harmonie zwischen Diesseits und Jenseits. Der elegische Schiller sieht unerreichbar fern, und daher umso berückender, den Idealzustand, wo die vielen Strebungen seines Herzens einen Einklang finden können in der Verbindung von heroischer Größe, gotischem Allstreben und idyllischer, naturgetragener Glückseligkeit — denn

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher." (V. 199 ff.).

Die letzte Strophe des Gedichts ist eine Bitte an den Schöpfer um Erlösung. (V. 193 ff.).

Den Anschluß an die Wirklichkeit aus diesem elegisch empfundenen Ideal findet der Dichter in den „Künstlern". (VI. S. 264 März 1789). Er findet die Synthese zwischen Ideal und Wirklichkeit und erringt so seine geistige Mannbarkeit, die Männlichkeit der in sich selbst ruhenden Person. Er erkennt: Mit den griechi-

schen Göttern ging nicht auch die Kunst und ihre Schönheit zu Grunde. Die Kunst aber vermag jene ursprüngliche Natürlichkeit zu ersetzen und zu einer Natur auf höherer Stufe zu erheben. Sie allein vollendet die Menschheit durch die Kraft ihrer Harmonie. In der Schönheit ist alles menschliche Sein beschlossen. Wenn ich sie erfülle, sie verwirkliche, erfülle ich auch z. B. die Forderungen der Moral, der Sitte, der Wahrheit, der Kultur und der Religion.

Aus der Rückwärtsschau der Götter Griechenlands wird fester Blick in die Zukunft. Er weiß um sein Ziel und seine Aufgabe. Er erkennt nun den tiefsten Sinn seiner Berufung: als heiliger Priester der Kunst Diener und Führer der Menschheit zu sein.

9. Kapitel: Schillers dramatische Selbstschilderung in [den Räubern: Karl Moor.]

Vorbemerkung: Über den Gehalt und den Umfang der Selbstdeutung in den Dramen des jungen Schiller widersprechen sich die Ansichten in der Schillerliteratur. Meist sieht man zuviel Reflexion, Philosophie, Bewußtheit und verkennt, daß der frühe Dramatiker doch im Wesen naiv schaffender Künstler ist, d. h. im schöpferischen Rausch dichtet. H. H. Borcherdt z. B. sieht so selbst im Dichter der Räuber den reflektiven Dichter, der von seinen Gestalten bereits einen solchen Abstand gewonnen hat, daß er in ihnen Strömungen der Zeit (Titanismus: Karl Moor; Aufklärung: Franz Moor) verkörpern und „historisch" beurteilen und verurteilen konnte. Die beiden Brüder sind hier nicht Individuen, sondern Verkörperungen von Ideen.

Im allgemeinen bestimmt der Zugang der Beurteiler auch die Richtung der Bewertung. Die Werkbetrachtungen betonen mehr die Idee, das Gedankensystem, die mehr biographisch gerichteten Behandlungen den Erlebnisbereich. Fast immer aber scheint uns, daß aus Vernachlässigung der direkten Äußerungen des jungen Schiller über sich selbst und aus einer Wertung heraus, die von der Geisteshaltung des späten, reifen Schiller ausgeht, ein zu starkes Gewicht auf den idealistischen und ideellen Grundzug der Dramen, den wir an sich nicht leugnen wollen, gelegt wird. Auf Grund der Einblicke in die ganze Seelenhaltung des jungen Dichters, wie sie aus seiner direkten Selbstbetrachtung hervorgeht, dürfen wir den jungen Schiller weit realer, viel mehr dem Lebenskampf ausgesetzt sehen. Und Schiller verliert dadurch nicht, weder als Mensch noch als Dichter. Denn mit der Annäherung seines Bildes an das des erdhaften Menschen, mit dessen Wünschen, Zweifeln, Versuchungen und Kämpfen, mit seinen Niederlagen und Siegen, wächst auch die menschliche Größe des Überwinders, der in seiner Selbstschau und in seinem Selbstbekenntnis über sich hinausschreitet und in intuitivem Erfassen die Perspektiven seines

Wollens und Denkens erspürt — und lenkt. Erst dann wird der sieghafte Idealismus in seiner kernigen und wahren Struktur sichtbar, verliert er die schönmalende Färbung eines Systems v o r aller Bewährung. Erst jetzt ergreift uns, packt uns der heroische Grundzug gerade auch in der dichterisch-menschlichen Lebenslinie des jungen Schiller, fällt uns „das Gegenwärtige der heroischen Gestalt" (Hofmannsthal 1926. S. 9) auf die Seele.

Von unserem Blickpunkt aus sehen wir — mit K. Fischer — besonders den subjektiven Grundzug der frühen Dramen. So sind z. B. die Räuber in ähnlichem Sinne wie der Werther „Generalbeichte" des jungen Menschen. Es vermischt sich das Bekenntnis von Kraft und möglicher Schuld. Denn diese Beichte umfaßt sowohl das Gegenwärtige als auch das Zukünftige. Der junge Dichter fühlt das Vermögen zu allen Taten seiner Dramenhelden in sich lebendig, und er verwirft und besiegt hier auch die Möglichkeiten, noch bevor sie Wirklichkeit werden.

In allem freilich lebt auch — gerade durch die Größe dieser dichterischen Schau und Vorausschau — die Idee. Wir sehen sie, aber möchten sie nicht von ihrem Hintergrunde gelöst haben, denn diese Idee ist ja noch nicht in erster Linie erdachtes System, sondern ist noch irgendwie Kind seines gelebten Lebens. Der sittliche Held der Werke des reifen Dichters tritt ja in den frühen Dramen im ganzen doch gegen den natürlichen Helden — ein Analogon des vornehmlich nach außen im Lebenskampf sich Behauptenden — zurück und damit auch die Objektivität in der Stoffbehandlung. Auch für die Selbstgestaltung des Dichters in seinen Frühdramen gilt, was wir in der zusammenfassenden Charakteristik des I. Teils bereits betonten, daß Objektivität und Subjektivität einander durchdringen, je nachdem Schiller mit dem Verstand oder dem Herzen an seiner Dichtung Anteil nimmt. Zwar ist es kein unmittelbarer Ich-S t o f f mehr, den er hier gestaltet, wie teilweise in seinen Gedichten. Jedoch noch immer durchseelt und bestimmt sein eigenes Ich-G e f ü h l die Helden dieser Frühdramen. Auch hier gibt es eine „Inbrunstschwelle", die der junge Dichter so oft und oft überschreitet, um dann sowohl sein ganzes „warmes Herz" und „warmes Blut" auszusprechen als andererseits vielfach von seiner Ichgestaltung her, aus seinem Ichrausch den logischen Gang der Handlung in Frage zu stellen oder doch hart an die Grenze des Möglichen zu treiben. Aus dem „historischen" Helden wird sein zweites Ich, in dem er aufgeht und an das er sich verschwendet.

So wirken a l l e Komponenten des dichterischen Schaffens mit. Weder das eine noch das andere Extrem sollte das Bild bestimmen, auch nicht in der anderen Alternative der Schillerliteratur: Idee der Kraft — oder sittliche Idee. Auch hier gelte die Einheit und Ganzheit der Person, deren sittliches Streben und deren Kraftgefühl ein und denselben Ursprung im gleichen religiösen Grunderlebnis haben.

Wir suchen die Selbstzeichnung Schillers in den Räubern. Wir finden sie in der Gestalt Karl Moors und seinen positiven und negativen Spiegelungen (Amalia, Kosinsky, Spiegelberg, Franz.). Im Räuber Moor wird alle Sehnsucht des jungen Schiller nach Kraft, Freiheit, Größe, Liebe, Natur und sittlichem Heldentum Fleisch und Leben. Seine Phantasie erschafft einen Menschen, der sein Selbst in größter Steigerung und Überhöhung wiedergibt. Diese Überhöhung ist nicht so sehr Entfernung als eigentliche Verwirklichung seines Begriffes von sich selbst.

Die erlebnis- und gefühlsmäßigen Hintergründe zur Selbstdeutung in den Räubern kennen wir bereits: Sie liegen in der Erschütterung seiner ganzen Idealität durch den ersten Eindruck des Lebens. Satire, Melancholie, Pessimismus und Atheismus überschatten die optimistische Grundhaltung. Aber aus erbitterter Klage und wehmütiger Trauer ergibt sich immer wieder jäher Willensdrang sowohl zur Selbstbehauptung als auch zu einer tätigen Mithilfe an der sittlichen Erneuerung der Menschheit.

Das erste Wort, mit dem Karl Moor sich einführt, ist der Ekel vor diesem „tintenklecksenden Säkulum" (II. 3. 28) eines kraftlosen, „schlappen Kastratenjahrhunderts". (29). Wie anders sind dagegen doch die großen Menschen, die ihm in seinem Plutarch begegnen! — Das ist ganz aus dem Herzen des Dichters gesprochen. Ihm ist die ganze Welt der kleinen Menschen mit all ihren Menschlichkeiten aufs tiefste verhaßt und verleidet. Sein titanisches Wollen verlangt stürmisch nach Entfaltung, aber „das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre." (30). Überall nur Zwang und Konvention! Doch „das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet", dagegen „brütet die Freiheit Kolosse und Extremitäten aus". (30). Die heroische Phantasie begeistert ihn und steigert sein Selbstgefühl ins Große: „Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen". (30).

Bald auch zeigt sich die zweite Komponente im Wesen des jungen Schiller. Es ist die Idylle. Versunken sind die heldischen Klagen und Wünsche, und ein Bild stillen Friedens, eine Vision der wahren Natur steigt in ihm auf bei dem Gedanken an die Heimat und die Geliebte. „Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen". (36).

Die Verstoßung löscht alles idyllische Träumen jäh aus, und in gesteigertem Pathos entquellen ihm Bilder und Worte heroischer Kraft. Die Berufung zum „erhabenen Verbrecher", zum Rächer der Menschheit an den Menschen, befällt ihn mit Macht. Rache und Trotz! Die Sprache versagt ihm, sein titanisches Aufbegehren auszudrücken. Er gießt es in Bilder großartiger Überhöhung: „Ich möchte ein Bär sein und die Bären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhetzen." — „O, ich möchte den Ozean ver-

giften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen"! (46) — „O, daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänengezücht ins Treffen zu führen". (47). Kein Käfig mehr! „Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit." (48). „Mörder, Räuber" wird die Losung.

Der Geist der Rache — der ins Maßlose gesteigerte zeitweilige Menschenhaß des Einundzwanzigjährigen — erreicht seinen Höhepunkt im Schwur des Räuberhauptmanns: „Es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann! Und Glück zu dem Meister unter euch, der am wildesten sengt, am gräßlichsten mordet, denn ich sage euch, ihr sollt königlich belohnt werden." (48). — Im Grunde genommen aber gehören diese Worte Karl Moors nur einer ersten Aufwallung zu. Er will ja nicht Räuber sein aus den gemeinen Motiven seiner Gesellen. So belastet ihn bald drückend der Mord an den vielen Unschuldigen, die um Rollers willen haben sterben müssen. Der Glaube an seine gerechte Sache kommt ins Wanken: „Wie beugt mich diese Tat. Sie hat meine schönsten Werke vergiftet. — Da steht der Knabe, schamrot und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der sich anmaßte, mit Juppiters Keule zu spielen, und Pygmäen niederwarf, da er Titanen zerschmettern sollte". (96). Auf diese Art gewinnt man keine Freiheit und schafft sie auch nicht. Seine Phantasie ist an der Wirklichkeit gescheitert. Er will entsagen und fliehen, aber die äußere Not der Bande zwingt ihn wieder zu ihr hin. Des Dichters glühende Phantasie läßt jetzt 79 Mann gegen 1700 Soldaten sich siegreich verteidigen. 300 Feinde fallen — und nur ein einziger Räuber!

Das sittliche Pathos des Räubers Moor zeigt sich in seiner Rechtfertigung gegen den Pater: Seine Taten waren zum großen Teil Rache an den Verächtern der Menschheit, an den „Pharisäern" und „Falschmünzern der Wahrheit", an den „Affen der Gottheit". (104). „Ich bin kein Dieb, der sich mit Schlaf und Mitternacht verschwört und auf der Leiter groß und herrisch tut — was ich getan habe, werd ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuch des Himmels lesen, aber mit seinen erbärmlichen Verwesern will ich kein Wort mehr verlieren. Sagt ihnen, mein Handwerk ist Wiedervergeltung — Rache ist mein Gewerbe." (105). Karl Moor ist sich wieder — trotz der empfundenen Reue über den Tod der vielen Unschuldigen — seines Tuns als einer sittlichen Aufgabe bewußt. Deutlich rückt er von den Räubern ab. Ihr Kampf ist nicht sein Kampf: „Ihr seid nicht Moor — Ihr seid heillose Diebe! Elende Werkzeuge meiner größeren Pläne, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers. Diebe können nicht fallen wie Helden fallen .... Ich dank euch mein Leben nicht, ich schäme mich eueres Opfers." (107). So schroff er hier jede Gemeinsamkeit mit ihnen zurückweist, unter dem Eindruck des Sieges schwört er wieder zu ihnen.

„So ist dieser bestimmbare Jüngling. Jeder mächtige, phantasiegemäße Eindruck reißt ihn fort: Noch eben wollte er die Räuber fliehen, überwältigt von dem Eindruck ihrer Verbrechen; jetzt

will er sie niemals verlassen, überwältigt von dem Eindruck ihrer Tapferkeit! Wenn nur die Wirkung des Augenblicks ungeheuer ist, so läßt er sich leiten, wie die Phantasie seines Dichters. Ist er doch dessen phantasiegemäßes Spiegelbild." (K. Fischer 1891/164).

Zwischen dem Kampf und dem erneuten Schwur liegt die Szene an der Donau, dieses elegische Lied, in dem der Dichter allen Schmerz, alle Enttäuschung, allen Pessimismus und alle Gottverzweiflung von seiner Seele singt. Es ist das erschütterndste Gemälde seiner Melancholie, und wie sehr es seine eigenen Gefühle wiedergibt, beweist ja die Berufung auf diese Szene an Körner. („Für mich spreche Karl Moor an der Donau!" J. 125). Was einst Idylle war, mögliches, erreichbares Glück, ist nun für immer „verlorenes Paradies". Alles ist dahin. Es bleibt nur die pessimistische, materialistische Weltansicht als die wahre!

Wie schön ist der Abend, wie herrlich geht die Sonne unter und wie voll Hoffnung steht Feld und Baum. — „Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und alles zugrunde schlagen." Und aus dem anfänglichen „kann" des Zweifels, wird das „wird" der unabwendbaren Betrübnis und Verzweiflung. „Es w i r d alles zugrunde gehen. Warum soll dem Menschen das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleichmacht?" Wie groß ist der Kontrast von Ideal und Wirklichkeit! „Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte — ihre Götterpläne und ihre Mäusegeschäfte, das wunderseltsame Wettrennen nach Glückseligkeit; — dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein anderer der Nase seines Esels — ein dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war k e i n Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Tränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt." (115). Es war eine Zeit, wo er glaubte und beten konnte, wo er glücklich war. Könnte er doch wieder zurück in die Kindheit und ein neues Leben der Zurückgezogenheit in glücklicher Armut leben! „O ihr Tage des Friedens, du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Täler, o all ihr Elysiumsszenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen?" (118). — Nein! Für ihn ist alles „dahin! dahin! unwiederbringlich!" (119).

Die Heimat ist noch das einzige, was den Räuber Moor anzieht, aber als sie ihn sieht, — ist er in Verzweiflung. (129). Und sein Denken berührt sich jetzt mit dem des Bruders, wenn auch die Ausgangspunkte verschieden waren.

Der Mediziner, der Materialist und Atheist Schiller spricht in Franzens Monolog, der auch zum großen Teil Karls Monolog in dieser pessimistischen Stimmung sein könnte: „Hängt nicht das Dasein der meisten Menschen mehrenteils an der Hitze eines Juliusmittags, oder am anziehenden Anblick eines Bettuchs, oder an der

wagerechten Lage einer schlafenden Küchengrazie, oder an einem ausgelöschten Licht? Ist die Geburt des Menschen das Werk einer viehischen Anwandlung, wer sollte wegen der Verneinung seiner Geburt sich einkommen lassen, an ein bedeutendes Etwas zu denken?" „Es war etwas und wird nichts — heißt es nicht ebensoviel als es war nichts und wird nichts und um nichts wird kein Wort mehr gewechselt? Der Mensch entstehet aus Morast und watet eine Weile im Morast und macht Morast und geht wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Fußsohlen seines Urenkels unflätig anklebt. Das ist das Ende vom Lied — der morastige Zirkel der menschlichen Bestimmung." (140/41).

Alles ist nur Schicksal und Vererbung, ein mechanischer Prozeß, weiß auch Karl Moor. Die durch ihn Ermordeten können ihn nicht zur Rechenschaft ziehen, denn ihre „fürchterlich klaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter." (162).

Aber gegen das Schicksal und den Pessimismus setzt Karl Moor dann doch — wie der Dichter — den Trotz und die verdoppelte Kraft der Selbstbehauptung. „Nein, nein", ruft er aus, „ein Mann m u ß n i c h t straucheln. — Sei wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu — ... I c h bin mein Himmel und meine Hölle." (163). Alle Qual muß erlahmen an seinem Stolz — und so will er auch auf den Selbstmord verzichten, der nur die Flucht des Unterlegenen bedeuten würde. Die treue Liebe Amalias vermag ihn aber auch innerlich mit dem Menschengeschlecht, mit der ganzen Schöpfung auszusöhnen — wie 1785 die Freundschaft Körners.

Die Mißachtung der Liebe hat ihn zum Räuber gemacht und in den Pessimismus gejagt. Die Beständigkeit der Liebe seiner Amalia reicht aus, ihm den Glauben an die Weltordnung zurückzugeben. Ein Beweis dafür, wie wenig hintergründig doch letzten Endes diese Melancholie und diese Gottverneinung ist. Jetzt ergibt er sich in Gottes Willen. Die Gottheit hat ihn schwer mit seinem Schicksal belastet, aber er fügt sich. Im Opfer will er die durch ihn gestörte Harmonie der Welt wieder zurückführen, nachdem er erkannt hat — und wieder in ganz großer Überhöhung —, daß zwei Menschen wie er „den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden". (202).

Es siegt der sittliche Held, der Held der Kraft, des Freiheitsdranges und der Größe. Und nur diese Seite erhält in den Reden der anderen Gestalten ihre Spiegelung und Kontrastierung.

So steht Amalia ganz im Dienste der Überhöhung Karl Moors. Da heißt es von ihm: „Die träge Farbe reicht nicht aus, den himmlischen Geist nachzuspiegeln, der in seinen feurigen Augen herrschte." (66). „Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Gesalbten vertauschen". (55). — „Wo Karl herrscht, darf kein Erdensohn nisten". (149). — „Mein einziger ist Nach-

strahl der Gottheit." (152). Und selbst dem Räuber Moor gegenüber ruft sie: „Mörder, Teufel? Ich kann dich Engel nicht lassen!" — Es ist der Heros, der Halbgott, den sie spiegelt, und selbst Franz muß Karls Macht in ihr anerkennen: Hier herrscht Karl wie ein Gott in seinem Tempel, Karl stand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung schien dir nur in dem einen zu zerfließen." (50).

So zentral ist immer des Dichters Interesse auf Karl gerichtet. Auch Kosinsky ist nur eine große Bestätigung für die Notwendigkeit einer sittlichen Revolution. Auch Kosinsky ist Pessimist und Atheist aus Unglück, aus feindlichem Schicksal. Aber auch er spiegelt die Größe Karls, dient seiner Überhöhung. So sucht er den „Großen Grafen von Moor" und vergleicht ihn mit Scipio: „Ich habe mir immer gewünscht, den Mann mit dem vernichtenden Blick zu sehen, wie er saß auf den Ruinen von Karthago — itzt wünscht ich es nicht mehr." (120). Er hat einen ebenbürtigen Menschen gesehen. Und Scipio ist nicht der einzige, mit dem der Dichter seinen Helden und in ihm sich selbst ins Große steigert. Sowohl Hermann (30) als auch Alexander (129), Hektor (67/68), Brutus und Caesar (159) sind solche Vergleichsgestalten, die seiner Überhöhung dienen. Auch der Wert der drei Liedeinlagen liegt ganz in dieser Richtung.

Karl Moors sittliche Idee wird deutlich in der Kontrastierung zu Spiegelberg und Schufterle, den gemeinen Verbrechern und Mördern, und erhält ihr Lob und ihre Charakteristik in dem Bericht, den Razmann von seinem Hauptmann gibt. (86).

So sind die Räuber eine Schöpfung, aus der überall das Gesicht und die Art ihres Dichters hervorsehen. Es i s t eine in der Phantasie über sich selbst hinausgesteigerte Selbstschilderung. So war und so sah sich der Einundzwanzigjährige: voll Kraftgefühl, titanischem Wollen, voll Freiheitsdrang und Drang zur Größe, voll des Sendungsbewußtseins für eine idealistisch-sittliche Weltauffassung, für die verbindende und verpflichtende Macht der Liebe, aber auch ganz von jenem Stimmungsmenschentum erfüllt, das in Wehmut und Sehnsucht der Natur, der Idylle nachträumte, ihr nachweinte, wenn der Dualismus zwischen Ideal und Leben ihn gar zu sehr bedrückte, — und das gar in schwarzen Stunden der scheinbaren Aussichtslosigkeit und Sinnlosigkeit dem Pessimismus und der Gottverzweiflung anheimfiel. „Das Fortreißende, die wilde Energie seiner jugendlichen Natur, die Gabe, anzufeuern und zu entflammen, die Herrschaft über die Gemüter, welche ihm in begeisterten Augenblicken eigen war — das ist Schiller selbst in seinem Karl Moor .... Das war sein leidenschaftlicher Haß gegen das Schlechte, Matte und Halbe, welches ihm in den Weg trat und die Bahn zu verlegen drohte." (Minor 1890. I. 320). Selbst die äußere Gestalt seines Räubers stellt er sich ganz in den Zügen seiner körperlichen Erscheinung vor: groß und hager wie er selber; und das Zerrbild, das Franz von seinem Bruder entwirft, entspricht der kränkenden Schilderung von Schillers Person durch Scharffenstein.

Der Hauptzug dieses Bildes aber ist das der Größe und Kraft. „Lieber ein Ungeheuer an Größe und Kraft als ein Schwächling, er sei noch so tugendlich und zahm." (K. Fischer 170). Was dem jungen Schiller vorschwebt, ist der Mann ohnegleichen! Die erste Vorrede enthüllt diese Absicht: „Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missetäter, Ungeheuer mit Majestät .... Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seinesgleichen ist." (I. 5).

Scharffenstein, der Jugendfreund, bezeugt gleichfalls dieses Wollen: „Die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Konvention ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen." Schiller habe damals geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder verbrannt werden muß." (zit. nach Weltrich 1885. I. 378). H. A. Korff sieht deshalb auch in der natürlichen, kraftgenialen Größe das Primäre im Streben des jungen Schiller, dem das Moralische nur das wirkungsvollste Motiv abgebe. Er sieht demzufolge den Kraftmenschen, den Stürmer und Dränger.

Schiller selbst spricht sein Urteil über dieses titanische Selbstbekenntnis in dem „Monument Moors des Räubers" aus: „Jünglinge, Jünglinge! Mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl lernt behutsamer spielen!" (I. S. 301/02. V. 39/41.) — und schreitet so wie im Drama schon über sich selbst, jetzt über das Werk als Ganzes hinaus.

10. Kapitel: Die Selbstschilderung im Fiesko: Der Graf von Lavagna.

Der Fiesko ist das schwächere Gegenstück zu den Räubern. Die Gestalt des Grafen von Lavagna entspringt der gleichen Wurzel wie die Karl Moors. Es ist das von Rousseau angeregte Empfinden für Größe und Einzigartigkeit. Seinen neuen Helden hat Schiller „auf den Kothurn des Karl Moor gestellt". (Minor 1890. II. 30). Wie Karl Moor sich in Amalia spiegelt und durch Spiegelberg und Franz kontrastiert wird, so wird Fieskos Größe durch seine Gattin beleuchtet und dem niedrigen und gemeinen Dieb und Mörder, dem Mohren, gegenübergestellt. Gewiß konnte hier Schiller — auch was die Freiheitsidee anlangt — sein eigenes Erlebnis wiederum gestalten, denn auch er selbst seufzte unter dem Druck eines Despoten — wie ihn dünkte — und auch er mußte wie Fiesko die Miene der Ergebenheit tragen, während ihn nach Freiheit dürstete. Aber dem objektiven historischen Stoff gegenüber vermag er sich nicht ganz als Dichter und Mensch durchzusetzen [5]). So finden wir nicht im gleichen Maße ein Selbstbekenntnis, ein gestaltetes Erlebnis wie in den Räubern. Der Fiesko „ist nicht so persönlich, nicht so allgemein", „die Welt des Fiesko ist politisch, beschränkt,

[5]) Vgl. seine Widmung III/6, wo Schiller selbst darauf hinweist.

unsymbolisch." (Strich 1928. 88). Es fehlt die eigentliche sittliche Idee und mit der Tiefe des Gedankens die totale Einsatzmöglichkeit des Herzens. Die Selbstschilderung vermag den historischen Stoff nicht ganz in eigenpersönliches Leben umzugießen. Es fehlt vor allem, was das Schillersche Ethos der Räuber in so hohem Maße bestimmt, der Einspruch gegen die Zeit. So bleibt nur für die Selbstschilderung des Dichters im Fiesko der immer wiederkehrende Zwiespalt zwischen Größe und heldischer Vollendung — und idyllischem Selbstgenügen als das eigentliche Motiv übrig: das Stimmungsgemäße in der Veranlagung des jungen Schiller.

Unwillkürlich wird die Gestalt des Herzogs von Lavagna zum Spiegelbild dieser Seite des Dichters. Wie er, so ist Fiesko ein genialer, phantasievoller Jüngling, leicht bestimmbar und bereit, jedem großen Eindruck sich hinzugeben. Selbst im Alter — 23 Jahre — sind beide gleich! Wie diesen, so beseelt auch ihn der Wunsch, keinesgleichen zu haben, kein Alltagsmensch zu sein.

Diese sich ihm mehr unbewußt einstellende Selbstgestaltung sprengt auch die innere Einheit des dramatischen Planes. An die Stelle der klaren logischen Entwicklung tritt so das Prinzip der Spannung und der Schwankung. Indem Fiesko Schiller selbst wird, verstößt er gegen seinen Plan und seine Intrigantenrolle. Da wird aus dem Spiel mit der Julia Imperiali fast Ernst, wird das Geheimnis an die Frau und den Mohren zu früh verplaudert. Da bricht bei jeder Gelegenheit zur Entzündung das Pathos seines Herzens durch und rauscht auf in einem Lied großer Worte.

So bestimmbar ist dieses Dichterabbild, daß das äußere Naturgeschehen seine entscheidenden Entschlüsse leitet: Eben noch ist Nacht und Mondschein. Die Idylle füllt ganz seine Phantasie. Wie großartig dünkt ihn jetzt der Verzicht auf die Krone: „Ein Diadem erkämpfen ist groß. Es wegwerfen ist göttlich." Er will bescheiden Genuas „glücklichster Bürger" sein. (III. 80). — Dann geht die Sonne auf. In herrlicher Pracht beleuchtet sie Genua zu seinen Füßen. Bei diesem Anblick erwacht alles Gefühl der eigenen Größe, und er fühlt sich zum Monarchen dieser Stadt berufen: „Daß ich der größte Mann bin im ganzen Genua? und die kleineren Seelen sollten sich nicht unter die große sammeln?" (83). „Diese majestätische Stadt. Mein! und drüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag — drüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden — all die nimmersatten Wünsche in diesem grundlosen Ozean unterzutauchen?" Und ehe wir es ahnen, wird aus der Frage Erkenntnis und Entschluß; die Entscheidung zwischen Bürger und Herrschaft nach der Augenblicksstimmung gefällt: „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde." (84).

Die Steigerung und Selbstüberhöhung geht dann ins Übergroße. Ein titanischer Traum vom Übermenschentum überkommt Fiesko-Schiller: „Zu stehen in jener schrecklich erhabenen Höhe, niederzuschmollen in der Menschlichkeit reißenden Strudel, wo das Rad

der blinden Betrügerin Schicksale schelmisch wälzt — den ersten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharnischten Riesen Gesetz am Gängelbande zu lenken — .... Zerstücke den Donner in seine einfachen Silben, und du wirst Kinder damit in den Schlummer singen — schmelze ihn zusammen in einen plötzlichen Schall, und der monarchische Laut wird den ewigen Himmel bewegen." (84/85). Der Verfechter der republikanischen Freiheitsidee wird unter der Vision der Größe zum glühenden Vertreter des monarchischen Gedankens. Heroische Überhöhung! Und „heroisch" lautet auch die Spielanweisung zu diesem Monolog! (III. A. 2. Sz.). Sie geht durch das ganze Drama und erlaubt immer wieder dem Dichter, ganz er selbst zu sein. Im Bild des großen Menschen zu schwelgen ist sein höchster dichterischer Selbstgenuß. Von hier holt er sich im Tiefsten seine Begeisterung!

Um das Bild des heroischen Menschen mit allem Effekt entfalten zu können, gestaltet der junge Dichter Fiesko als den scheinbar Teilnahmslosen in den Fragen des Freiheitskampfes. Des Grafen epikureisches Spiel verhüllt seine wahre Einstellung. Das alles aber geschieht, um ihn plötzlich wie einen Halbgott vor die erstaunten Genueser treten zu lassen. Eben noch bewundert er in vollster Hingebung das Bild des Malers Romano, ohne auch nur im geringsten auf den mit dem Gemälde beabsichtigten Zweck einzugehen. Er könnte stehen, „hingaffen" und ein Erdbeben überhören, ganz dem Kunstgenuß hingegeben. — Dann aber stürzt er „mit Größe" (Spielanweisung!) das Bild um mit den selbstbewußten Worten: „Ich habe getan, was du nur maltest" (77) — um dazustehen als der, der sie alle weit überragt: „Dachtet ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, daß ihr die einzigen wäret, die Genuas Ketten fühlten? ... Ehe ihr sie nur fern rasseln hörtet, hatte sie schon Fiesko zerbrochen!" (77). Löwe, Tiger (120) sind die ihm gleichen Gestalten im Tierreich, wie es in den Räubern der Bär war.

Mit dieser Größe verträgt sich nicht der kleine Mordplan eines Sacco und Kalkagno. Offen will Fiesko dem Tyrannen entgegen gehen. (95). Auch an Großmut läßt er sich nicht besiegen. (120). Fiesko selbst wird Andreas warnen. Und wie tut er das? Indem er ihn vor sich selber warnt und sich in größtem Selbstgefühl nennt: „einen Mann, furchtbarer als deine zürnende See. Johann Ludwig Fiesko." (136).

Wie Amalia, so dient auch Leonore wesentlich zur Spiegelung ihres Gatten. Sie vergleicht ihn mit einem „blühenden Apoll, verschmolzen in den männlich schönen Antinous". Sie sieht ihn daherschreiten „stolz und herrlich, nicht anders als wenn das durchlauchtige Genua auf seinen Schultern sich wiegte." Sie erzählt, wie als Mädchen ihre „Augen ihm diebisch nachschlichen und zurückzuckten, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn sein wetterleuchtender Blick sie traf". — „Verwegenes, entsetzliches Glück! M e i n Genuas größter Mann, der vollendet sprang aus dem Meißel der unerschöpflichen Künstlerin, alle Größen seines Geschlechts im

lieblichsten Schmelze verband!" (11). Den „Halbgott der Genueser" nennt sie ihn. (12).

Wie die Frau so im Dienste der Überhöhung des Helden steht, ist sie auch gleichzeitig die stärkste Versuchung für ihn zur Idylle. Fiesko ist leicht nach dieser Seite zu bestimmen. Man muß nur verstehen, seine Phantasie zu rühren. Im Versteckspiel äußert Fiesko einmal — und es ist eine jener vielen Stellen, wo er w a h r spielt —: „Leben heißt träumen; weise sein, heißt angenehm träumen." Kann man das irgendwo besser „als am Busen eines schmachtenden Weibs? Gianettino Doria mag über Genua herrschen, Fiesko wird lieben". (21). Es ist wirklich seine Neigung, mitten aus den heldischsten Träumen in die Idylle hinab zu gleiten. Eine Harmonie zwischen beidem gibt es ja für den Dichter nicht, der den Dualismus in jener Zeit als unabwendbar empfindet. Herrschsucht oder Liebe! sagt ihm Leonore. Es gibt nur die Alternative. Der Mensch wird verlieren, was der Held gewinnt, und das ist ja auch die unabwendbare Tragik Fieskos: Indem er Herzog wird, tötet er sein Weib. Leonore ahnt dieses tragische Muß, sie lockt zum idyllischen Verzicht: „Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen all diese prahlende Nichts, laß in romantischen Fluren ganz der Liebe uns leben. Unsere Seelen, klar wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grams nicht mehr an. — Unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer." — Und Fiesko erliegt dem Ansturm der Liebe: „Leonore, was hast Du gemacht? Ich werde keinem Genueser mehr unter die Augen treten." Nur ein Anstoß von außen (Kanonenschuß) vermag ihn noch der Idylle zu entreißen. (133).

Die Theaterfassung ändert an dem Anteil der Selbstschilderung nichts. Es ist für Schiller gleichgültig, ob er den „großen Tugendhaften" oder den „erhabenen Verbrecher" darstellt. In beiden Versionen kann er sich die gleichen heroischen Gefühle vom Herzen schreiben. Und die „Erinnerung an das Publikum" gilt auch für die erste Fassung, insofern auch sie ganz im Hinblick auf den Übermenschen und Halbgott geschrieben ist. Es ist die Überhöhung des Helden, in wenig Sätze zusammengedrängt: „Fiesko ist der große Punkt dieses Stückes, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken .... Fiesko, ein großer fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikureischen Müßiggangs in stiller geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist aus dem Chaos einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenpläne und wütende Wünsche in seinem brennenden Busen gären — Fiesko, der lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt, und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, ... der nichts fürchtet, als seinesgleichen zu finden ....." (349).

11. Kapitel: Die Selbstschilderung in Kabale und Liebe: Ferdinand von Walter.

Das Idealbild solcher heroischen Größe wie der in den Räubern und dem Fiesko ist in Kabale und Liebe gefallen. Das bewegende Motiv der Selbstschilderung liegt auch nicht mehr in der Alternative zwischen heldischem und idyllischem Streben. Es ist das Gegeneinanderprallen von Ideal und Wirklichkeit, die Idylle, die notwendig zur Tragödie werden muß.

Fiesko hatte durch seinen historischen Stoff mehr oder weniger für Schiller die Bedeutung der Episode — wobei er freilich seine titanische Sehnsucht nach Größe und Ruhm gestalten konnte, Kabale und Liebe dagegen kommt unmittelbar aus seinem tiefsten Erleben und innersten Herzen. So ist auch hier der Held des Dramas, Ferdinand von Walter, des Dichters getreues Spiegelbild. In ihm erlebt der junge Schiller seine eigene Liebe, deutet er seine eigenen glühenden Empfindungen ins Weite und gibt ihnen die Größe einer sittlichen Idee. Er selbst ist der Repräsentant des Herzens gegen eine Welt der Konvention, der Streiter im Kampfe gegen eine sittlich-hohle und korrupte Gesellschaft.

Schiller hatte am eigenen Ich die Schranken fühlen müssen, die Luise von Ferdinand trennen: Frau v. Wolzogen hatte ihm bei der Verheiratung ihrer Tochter Lotte einen Hofmann vorgezogen, der ihr „ebenbürtiger" war. So war schon der Hintergrund erlebnismäßig bestimmt. Dahinein aber füllt der junge Mensch das ganze Ethos seines Herzens, den Schwung und die Überzeugungskraft des Entzündeten. Er wird der Sprecher der Menschheit und Verteidiger der ewigen Rechte der Liebe, der Freiheit und der Natur.

Ferdinands Natur ist so hoch gestimmt wie Schillers eigene. Auch er ist ein deutscher Jüngling nach dem Herzen Klopstocks. Auch er ist zuverlässig und treu, erfüllt von dem ganzen Stolz auf die Tugend; aber auch von dem glühenden Haß gegen das Laster, ob es sich im eigenen Vater oder in einer Buhlerin verkörpert; ist hochstrebend, kühn und bereit, einer ganzen Welt zu trotzen.

In den Tagen der Bauerbacher Idylle und zugleich im Fortschritt der Reifung haben die großen Helden, die erhabenen Verbrecher ihre Verlockung verloren. So ist auch Ferdinand ohne die Ruhmsucht, den Ehrgeiz und den Tatendrang. Dagegen leben in ihm — alles übrige verdrängend — die Vorstellungen von der Einkehr in die Beschaulichkeit eines stillen Glückes der Liebe.

Ferdinand — das ist die Selbstdeutung des liebenden Schiller.

Diese Liebe ist Urrecht, Naturrecht des Menschen, stärker als alles Machwerk der Konvenienz. „Wer kann den Bund zwoer Herzen lösen, oder die Töne eines Akkordes auseinanderreißen? — Ich bin ein Edelmann — laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: dieses Weib ist für diesen Mann." (III. 371). Der Staat gab ihm gewiß

seinen Degen, aber nur vor Gott ist er in seiner Liebe verantwortlich, denn sein Herz hat er von ihm. (398). Und unerbittlich hält er an den Rechten seines Herzens fest — gegen alle Hindernisse: „Sie werden mich an Stand, an Geburt, an die Grundsätze meines Vaters erinnern, aber ich liebe. Meine Hoffnung steigt umso höher, je tiefer die Natur mit Konvenienzen zerfallen ist. — Mein Entschluß oder das Vorurteil! — Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platz bleiben wird." (406). Mit dem Pathos der Liebe vermischt sich der Trotz und das Kraftgefühl des Mannes: „Mein bist Du, und werfen Höll und Himmel sich zwischen uns!" (410). Nur Gott kann über diese Liebe entscheiden: „Ich will sie führen vor des Weltrichters Thron, und ob meine Liebe Verbrechen ist, soll der Ewige sagen." (411).

In der Größe des Behauptungswillens liegt die alte heroische Haltung: „Durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurteils — frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln." (412). Wo diese heldische Selbstüberhöhung spricht, verbindet sich ihr auch zugleich das Freiheitsstreben, das hier die sittliche Freiheit meint.

Die Größe seiner Vorstellung von der Liebe ist derart, daß ihr Scheitern tiefste Tragik bedeutet und den Glauben an Gott zerstören wird: „Der Augenblick, der diese zwo Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwischen mir und der Schöpfung." (434). Denn die Liebe bedeutet ihm mehr als eine Leidenschaft. Mit ihr steht und fällt seine ganze Welt. Sie hält die ganze Schöpfung zusammen: „Wußtest du, was du mir warst, Luise? Unmöglich! Nein! Du wußtest nicht, daß du mir a l l e s warst! — Es ist ein verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es umzuwandeln, Weltsysteme vollenden ihre Bahnen darin." (486).

Die Liebe verdrängt die übrige Welt. Was außerhalb seiner Seele liegt und jedes Streben nach Geltung im Leben versinkt zu Gunsten des Genügefindens in ihr. Da ist nichts als das Idyll der Liebe! „Höre Luise — ein Gedanke, groß und vermessen wie meine Leidenschaft, drängt sich vor meine Seele. Du Luise und ich und die Liebe! Liegt nicht in diesem Zirkel der ganze Himmel? Oder brauchst du noch etwas Viertes dazu?" (434).

Mit schwärmerischem Herzen malt Ferdinand die Utopie seiner Liebe. Es ist der Sehnsuchtsruf nach letzter sittlicher Freiheit und reinster Verwirklichung der Rechte seines Herzens. Warum den Beifall der Welt erbetteln, fragt er, wo doch nichts gewonnen wird, und alles verloren werden kann. Seine Begriffe von Größe und Glück sind ja nicht die des Vaters. Sein Wunschbild ist die Einkehr in sein „Stilles-Selbst", in sein reines Menschentum v o r aller Zivilisation: „Mein Ideal von Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück. In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben." (383). Ihm ist auch gleichgültig, wo er seinem stillen Glück leben kann, ob am Rhein, an der Elbe oder am baltischen Meer. „Mein Vaterland ist, wo mich Luise liebt. Deine Fußtapfen in wil-

den sandigten Wüsten mir interessanter als das Münster in meiner Heimat. — Werden wir die Pracht der Städte vermissen müssen? Wo wir sein mögen, Luise, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauspiele, neben welchen der üppigste Schwung der Künste verblaßt. Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, so ziehet die Nacht mit begeisterndem Schauern auf, der wechselnde Mond predigt uns Gutes, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns. Werden wir uns in Gesprächen der Liebe erschöpfen? — Ein Lächeln meiner Luise ist Stoff für Jahrhunderte, und der Traum dieses Lebens ist aus, bis ich diese Träne ergründe." Die Ewigkeit der Seelenharmonie, dieser Glaube des Dichters wird in keinem seiner tragischen Charaktere so feurig vertreten wie in Ferdinand von Walter.

Auch Luise und Lady Milford — wo sie wahr empfindet — sind Interpreten der Schillerschen Liebe. Luise spricht von ihrem Ferdinand nicht anders als Amalia von Karl Moor, Leonore von Fiesko. Aber einsichtiger als ihr Geliebter verlegt sie von Anfang an ihr Idyll in die Ewigkeit. (369). Erst im Jenseits, weiß sie, wird ihre Liebe sich verwirklichen können. Denn dort gilt nur das Herz.

Lady Milford steht mitten im Zwiespalt zwischen Herz und Leben. Aber sie kennt das wahre Ethos der Liebe, das unbändige Verlangen nach dem Ursprünglichen. Im Grunde ihres Herzens ist sie eine Schülerin Rousseaus, wie Luise und Ferdinand, ist auch ihr alles Herrschen und selbst die „höchste Wonne der Gewalt" nur schaler Ersatz für die größere Wonne, dem Mann, den sie liebt, dienen zu können. Alles andere ist doch nur ein Überlärmen ihrer eigentlichen Natur. Deshalb ersehnt sie den Augenblick ihrer Flucht aus diesem Zustand — in ein stilles Glück: „Laß mich aus seinem Mund es vernehmen, daß Tränen der Liebe schöner glänzen in unsern Augen als die Brillanten in unserm Haar, und ich werfe dem Fürsten sein Herz und sein Fürstentum vor seine Füße, fliehe mit diesem Mann, fliehe in die entlegenste Wüste der Welt" (391) — in die Idylle.

Lady Milford ist in ihrer Art Vertreterin der alten Selbstüberhöhung des Dichters im Bild des „erhabenen Verbrechers" — freilich jetzt nicht mehr so unbedingt als Selbstdeutung des Dichters aufzufassen! Auch sie vereint das Verlangen nach Liebe und stillem Glück mit dem Pathos des Stolzes und der Größe. Sie ist Sünderin im Dienste eines edeln, hohen Zweckes wie Karl Moor. Auch da, wo ihr das sittliche Wollen fehlt, ist sie übergroße Gestalt. Am größten und heldischsten aber — und ganz Schiller — erscheint sie in ihrer Selbstüberwindung: „Groß wie eine fallende Sonne, will ich heut vom Gipfel meiner Hoheit heruntersinken, meine Herrlichkeit sterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in diese stolze Verweisung." (469).

Im übrigen ist die titanisch-heroische Komponente der beiden ersten Dramen fast ganz in dem Pathos der Liebe aufgegangen. Nur noch im Trotz gegen die Konvention, im Kampf und in der Selbstüberhöhung Ferdinands gegen Gott — in den letzten Szenen

— ist sie vorhanden. Überhaupt ist der Umfang der Selbstspiegelung kleiner geworden. Der Fülle der Züge an Karl Moor entspricht hier nur noch der eine Zug des Herzens — ins Große verdichtet. Im wesentlichen ist es nur dieser eine Gedanke, das Urrecht der Liebe, der hier dichterisch bewältigt wird. Auch die Person des Helden steht nicht mehr im Mittelpunkt des ganzen Geschehens. Das Schillersche Denken verteilt sich mehr als zuvor auf die Gestalten. So wird wohl die eigene Empfindung in dieses Drama eingegossen, aber weniger das eigene Selbst an einem spiegelbildhaften Menschen erlebt. Darin liegt eine entscheidende Abrückung von der früheren Selbstgestaltung. Sie vereint sich mit einer zweiten Abrückung, der Entfernung von der Erlebnisnähe. In die Räuber gießt der junge Schiller sein gegenwärtiges Fühlen und Erleben — hier liegt das entscheidende Erleben, das er gestaltet, schon hinter ihm, wirkt nur als Nachhall.

Trotz allem Realismus haben wir in Kabale und Liebe in Wirklichkeit ein Ideendrama. Nur untergründig existiert ein Entwicklungsdrama Ferdinands. Im übrigen bestimmt die Antithese Kabale — Liebe den dramatischen Verlauf, nicht mehr der Charakter — wie der Karl Moors in den Räubern und des Grafen von Lavagna im Fiesko. Der jugendliche Meister des technischen Theaterapparats hat seine Selbstdeutung in e i n e r Person der Bühne zwar nicht geopfert, aber doch zu Gunsten der Bühne verringert.

12. Kapitel: Die Selbstschilderung im Don Carlos: Carlos und Posa.

Der junge Schiller hat das bürgerliche Drama als eine Fessel empfunden. Bald kann er nicht mehr verstehen, wie er sich seinem eigentlichen „Felde", der hohen Tragödie, hatte entfremden können. Denn nur die hohe Tragödie vermag den Ideen- und Herzensschwung des jungen Dichters ganz in Anspruch zu nehmen. Deshalb findet er auch im Don Carlos den Stoff, der ihn ganz füllt und beschäftigt. Nie mehr hat ein Stoff eine solche Ichbegeisterung in dem Dichter ausgelöst. Ganz und in allen seinen Zügen vermag er sich hier wieder zu äußern und zu gestalten. Don Carlos wird neben den Räubern die größte und tiefste Selbstdeutung seines eigentlichen jugendlichen Denkens, Fühlens und Wollens. Die ganze Fülle seines inneren Lebens spricht sich noch einmal aus als letzte, große Zusammenfassung und Überhöhung seiner ganzen Jugend. Das Neue, das den reifen Mann ausmachen wird, kündigt sich bereits an in der erfühlten Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit den Dingen außerhalb seines Herzens und seiner Seele. Auch Don Carlos schafft der Dichter noch ganz aus seinem Innern allein, aber im Vorstoß zur Idee des Politischen zeigt sich bereits ein anderes Moment: das Hinausschreiten über das eigene Ich und seine ichbezogenen Anliegen.

Don Carlos ist Vollendung und Abschluß der Jugendanschauung, der Philosophie der Liebe und der Glückseligkeitsphilosophie

mit ihrem Freundschafts- und Menschheitsethos. Noch während der Arbeit an diesem Drama wird ihm dieses jugendlich geglaubte Weltbild immer mehr Frage. Das beweisen die gleichzeitigen Briefe. Dem jungen Dichter wird bewußt, wie groß doch der Gegensatz zwischen der Welt dieser Dichtung und der wirklichen Welt ist; wie viel ihm noch an Menschenkenntnis und Einblick in die bewegenden Kräfte des geschichtlichen Werdens — und auch wirkliches Wissen um sich selbst fehlt. Noch vollendet er die Jugenddichtung in dem Geist, in dem er sie begonnen hat. Aber immer mehr weicht die Urkraft der inneren Anteilnahme einem künstlichen Ideenschwung. Am Ende (1786/87) hat der anfängliche Optimismus seine Sicherheit verloren.

Die Selbstschilderung im Don Carlos ist somit von vornherein einem entwicklichen Gesetz unterworfen. Das fertige Werk spiegelt die innere Entfaltung des Dichters durch fast fünf Jahre. Aus der Liebestragödie ist die Freundschaftstragödie, ist die politische Tragödie geworden. Die Selbstschilderung ruht, dem Fortgang der Dichtung entsprechend, erst auf Karl, um dann allmählich auf Posa überzugehen und in ihm zu gipfeln. Das Idyll der Liebe und der Freundschaft wird freiwillig in heroischer Selbstaufopferung für die Menschheit und Selbstbefreiung aufgegeben.

Carlos: Die Selbstgestaltung in der Person Karls hat ihren Schwerpunkt in den beiden ersten Akten des Dramas. Der zeitliche Hintergrund des ersten Aktes ist der Aufenthalt in Bauerbach und in Mannheim. Im zweiten Akt fließen schon Einflüsse des Zusammenseins mit Körner mit hinein.

Wie sehr der 23 jährige Karl Spiegel des 23 jährigen Schiller ist, wissen wir aus dem Brief an Reinwald vom 14. 4. 83. (J. 65): Er fühlt sich nicht als den „Maler" seines Helden Karl, sondern als dessen „Busenfreund" und dessen „Mädchen". „Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen." — Carlos habe von ihm seinen Puls.

Wie sieht sich nun dieser Carlos-Schiller? — Als einen hervorragenden jungen Menschen, einen „feurigen, großen und empfindenden Jüngling" (27. 8. 83. J. 62), in dem die vielseitigsten Regungen und Züge vereinigt sind; als einen Enthusiasten des Herzens (622. 320) [6]), der mit Leidenschaft liebt (271), für Freundschaft schwärmt (436), in das Verpflichtungsgefühl der Menschheit gegenüber hineinwächst (5314), der neben dem Optimismus seines Wollens den Pessimismus kennt (79. 409), aber auch Trotz (878. 297), Tatendrang (1347. 1579) und Ruhmesdurst nicht entbehrt, der bisweilen in Großsprecherei verfällt und der die Rechte der Natur, der Freiheit und der Menschlichkeit vertritt. (902. 403. 1621).

---

[6]) Die Carlos-Zitate erfolgen nach der Verszählung; bis V. 4190 nach der Thaliafassung.

Wie den Namen so hat Carlos auch die meisten Züge mit Karl Moor gemein. Wie Ferdinand verkündet er den Vorrang des Herzens, den Vorrang des Menschen über Gesetz und Regel. Wie Fiesko beseelt ihn Tatendrang und Enthusiasmus (so besonders II. A. 3. Sz.: Carlos-König.). In der Parallelität zur Gestalt Ferdinands von Walter offenbart sich die Gleichzeitigkeit des Entstehens dieser Züge. Dieses Streiten für die Rechte des Menschen und die persönliche Freiheit des einzelnen liegt in der Absicht des ersten Planes, der auf eine Familientragödie abzielt.

In die dramatische Handlung führt sich Carlos ein, ganz entzündet von seiner Leidenschaft zu seiner früheren Braut, die nun durch die Gewalttat des Vaters seine Mutter ist. Seine leidenschaftliche Liebe erkennt diese Schranken nicht an. Ja er fühlt sich seinem Vater gegenüber zu allem fähig. (271). Der König hat Ursache, ihn zu fürchten. (297).

Mit der zweiten Szene beginnt das Lied der Freundschaft. Wie Carlos an den Busen Posas fällt, so hatte sich Schiller selbst in namenloser Verlassenheit in die Arme Reinwalds geworfen: „Laß mich weinen, / an deinem Herzen blutige Tränen weinen, / du einziger Freund. / Ich habe niemand, niemand, auf dieser großen weiten Erde niemand." (416 ff.). Alle frühere Freiheit, alles frühere Glück ist dahin, und der Karl, der sich einmal einen glücklichen Fürsten Spaniens fühlen durfte, ist nicht mehr. Hier ist der Pessimismus des verlorenen Glücks: „O der Einfall / war kindisch aber göttlich schön. / Vorbei sind diese Träume — ein verborgener Wurm / frißt an dem Herzen dieser stolzen Staude, / auf ewig ist ihr Wuchs dahin." (409 ff.). Jetzt braucht er Liebe und Teilnahme. (533).

Wenn er sich auf etwas berufen kann, dann ist es auf sein Herz. Das weiß er wie der junge Dichter, daß ihn in der Glut und Ehrlichkeit seines Herzens niemand übertrifft: „Hier schlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern, / die meinem Vater zinsbar sind. Dies Herz, / groß wie mein Rang, / der Menschheit aufgetan / und weit genug, die Schöpfung zu umschließen / .... dies Herz allein ist mein Beruf zum Thron." (621 ff.). Auch dem Vater gegenüber beruft er sich auf sein Herz: „Mein Herz ist gut". (1419). „Schlimm / bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht, / wenn auch oft wilde Wallungen mein Herz verklagen." (1417). Dieses Herz bietet der Sohn dem Vater an (1515), und er enthüllt dabei das Traumbild seiner Liebe: „Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben, / .... wie entzückend / und süß ist es, in einer schönen Seele / verherrlicht sich zu fühlen, es zu wissen, / daß unsere Freude fremde Wangen rötet, / daß unsere Angst in fremden Busen zittert, / daß unsere Leiden fremde Augen wässern .... (1525 ff.). Verschmähte Liebe aber wird ihn tödlich verwunden. (1675).

Wie sehr das Herz Carlos bestimmt, sagt am eindeutigsten der Dichter durch Posa, der einsieht, daß seine Intrigue nur deshalb scheitern mußte, weil er bei Karl das Herz nicht einrechnete: „Mein Gebäude stürzt zusammen — ich vergaß dein Herz." (4526).

Überall, wo sich Gelegenheit bietet, gibt der Dichter seiner Entzündung freien Lauf und verströmt sich in großartigen Worten, in denen sein innerstes Empfinden liegt, und die ganz Bekenntnis sind. Denn mit keinem seiner Helden hat Schiller sich so genau identifiziert, ihn so ganz mit seinem Herzblut getränkt. Die Entzündung ist das eigentliche Moment, das die Worte Karls beseelt und seine Gestalt trägt. Sie gibt ihnen das Pathos der Freundschaft und Liebe; sie macht den Prinzen zum Verfechter der Rechte seines Herzens, der Rechte des natürlichen Menschen; sie gibt ihm die grenzenlose Traurigkeit der ersten Szene und das Kraft- und Zukunftsgefühl seinem Vater gegenüber: „Geben Sie / mir zu zerstören, Vater, — heftig brausts / in meinen Adern — 23 Jahre / und König Philipps Sohn und nichts gebaut / und nichts zertrümmert unter diesem Monde. / Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Allmächtig / regt sichs in mir. Wie Lebensglut im Lenz / durch alle Röhren dringt und alle Pulse / der toten Schöpfung munter macht. Ich höre / das Rufen meines Gottes — .... Alle / verlorenen Stunden meiner Jugend mahnen / mich laut wie Ehrenschulden." (1578 ff.).

So trägt die Gestalt Karls deutlich die Züge der Helden des Plutarch. Er ist wirklich der „kühne Riesengeist" (2943), der „stolz auf seine Freiheit, / des Zwanges ungewohnt" (2940), die Ränke seiner Widersacher zu „durchreißen" droht.

Doch der Große ist am größten in der Selbstüberwindung, und so findet auch Karls Entwicklung ihren Abschluß in dem Sieg über sich selbst. Um seiner Leidenschaft willen hat er den Freund verloren. Nun verzichtet er — geläutert — freiwillig auf die Königin und stellt sich in den Dienst der edleren Aufgabe. Er sieht ein: „Es gibt ein höher, wünschenswerter Gut", als eine Geliebte zu besitzen. — In der gleichen Erkenntnis war auch der junge Schiller selbst über seine Liebe zu Charlotte von Kalb hinausgeschritten.

Posa: Erst Carlos und Posa ergeben den ganzen Schiller. Posa ist die Selbstüberhöhung des jungen Dichters nach der Sollseite. Wie Carlos ist er, wie Posa möchte er sein. Diese Gestalt ist ein Ruf an die Wirklichkeit. Wie dieser Ritter möchte der Dichter sich selbst ganz in den Händen haben und im Dienste der großen Menschheit stehen. So repräsentiert Posa in der edelsten Form die stoische Seite von Schillers Lebensanschauung. Alles ethische Wollen des jungen Menschen fließt in diese Gestalt, die daher zum erschöpfendsten und glänzendsten Ausdruck seines Zielwollens und darin eben seines Idealismus wird. Karls Leidenschaftlichkeit und schwankende Bestimmbarkeit — bei aller Glut und Reinheit des Herzens — hat hier ihren wirklicheren Gegenpol in einem idealistischen Tatmenschen, der der Idee verpflichtet ist, und doch mit beiden Füßen auf der Erde steht. Posa ist wie Körner — insoweit Schiller selbst Körner sein möchte — aber er ist nicht eine Kopie des Freundes, sondern aus dem innersten Herzen heraus gezeichnet.

Posa ist die größte Selbstdeutung Schillers, in einem Augenblick geschaut, in dem die drängende Unrast und die bedrückende Unsicherheit ihn wieder in wachsendem Maße erfaßt. Er ist noch einmal ein Idealbild seiner selbst, wie er es inbrünstig ersehnt. Posa ist der ausgeglichene Mensch, ein Charakter ohne Leidenschaft und Pessimismus, aber voll Größe, Festigkeit und jugendlicher Begeisterung. Er ist der Mensch, der in der Überzeugung seiner selbst auch das Selbstopfer, den Tod auf sich nimmt, für den es sogar etwas Schönes an sich hat, für ein hohes Ideal zu sterben. In dem „Wie" seines Charakters, in seiner ruhigen Sicherheit ist er bereits Verkörperung eines Mannesideals, sein Opfergedanke aber und die schwärmerische Auffassung vom Glück der Menschheit sind eine letzte Zusammenfassung des jugendlichen Weltbilds des Dichters, wie es seine Glückseligkeitsphilosophie und seine Theosophie des Julius ausgesprochen hatte.

Selbstgestaltung des Dichters wird Posa erst in der letzten Phase der Entstehung des Don Carlos — also seit November 1786. Vorher schon war er der größeren Idee der Menschheit verpflichtet, aber jetzt erst identifiziert sich Schiller mit ihm.

Das tut er besonders in der berühmten Unterredungsszene zwischen Posa und dem König. (III. 10). Wie sehr sich Schiller hier selbst erlebte, beweist der Umfang dieser Szene (375 Verse!), der den ganzen Rahmen des Dramas zu sprengen droht.

Der König braucht einen Menschen, der ihn nicht betrügt und wahr ist, einen Mann „mit reinem, offenem Herzen, / mit hellem Geist und unbefangenen Augen." (2823). Er verfällt auf Posa. — Als er ihn sieht, findet er „viel Selbstgefühl und kühnen Mut" an ihm. (2988). Mehr als durch seine Worte bezaubert Posa durch seine ganze Erscheinung. Voll Verehrung ruht Philipps Blick auf dieser geraden Gestalt, der das Kriecherische der andern Höflinge fehlt. Aufrecht, „ohne Zeichen der Verwirrung" (Spielanweisung!) steht Posa vor ihm und entwickelt ihm seine Ideen — erst zurückhaltend, dann aber in der vollen Wärme seines Herzens:

Er ist „Weltbürger". (3007). Er liebt die Menschheit, er will nicht, wie er das unter Philipp müßte, bei seinem kleinen eigenen Ich stehen bleiben. (3037). Er möchte reines Menschenglück spenden. (3047). Aber er erklärt sich unfähig, die „Stempel" des Königs „auszugeben". (3064). Er will und kann nicht Fürstendiener sein (3065, 2921), weil er sein Herz mitgeben will, persönlicher Schöpfer des Glücks seiner Mitmenschen sein möchte. Er hat die Dinge durchschaut, darum nennt er sich gefährlich. (3072). Er ist kein Hitzkopf, er weiß, was er will. (3076). Aber er glaubt an den Menschen, den der König, umgeben von Schmeichelei und Konvention, nicht kennen kann. Deshalb lebt Philipp einsam auf seinem Thron. — Aber schon zeigt sich ihm das Bild der Zukunft, die das Alte überwindet: „Sanftere / Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten; / die bringen mildere Weisheit; Bürgerglück / wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln, / der karge Staat wird dann mit seinen Kindern geizen, / und die Notwendigkeit wird mensch-

lich sein". (3150 ff.). Der Mensch ist mehr, als Philipp bisher von ihm gehalten. (3188).

Immer mehr steigert sich so Posas Wärme für seine Sache. Er glaubt in diesem Augenblick an die Möglichkeit, schon Philipp für sein Ideal zu gewinnen, und nicht auf den Sohn warten zu müssen. — Nun reißt er an seinem Herzen und dringt auf ihn ein: Stellen Sie sich in den Dienst der gesamten Menschheit! Geben Sie die unnatürliche Selbstvergötterung auf! „Werden Sie uns Muster / des Ewigen und Wahren!" (3208). „Gehen Sie Europens Königen voran!" (3213). „Ein Federzug von dieser Hand und neu / erschaffen wird die Erde. Geben Sie / Gedankenfreiheit!" (3214 ff.). Freiheit soll den neuen Staat tragen. Der König ist nicht das Ziel des Staates. Er soll hinter sein Werk zurücktreten: „Weihen Sie / dem Glück der Völker die Regentenkraft, / die — ach so lang — des Thrones Größe nur / gewuchert hatte. Stellen Sie der Menschheit / verlorenen Adel wieder her. Der Bürger / sei wiederum der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht / als seiner Brüder gleich ehrwürdige Rechte". (3239 ff.). Wenn der Mensch sich selbst wieder zurückgegeben, wenn Spanien der glücklichste Staat der Erde sei, dann gelte es die ganze Welt dieser reinen Menschheitsidee zu erobern.

Das ist das politische Ideal des Posa-Schiller. Philipp glaubt nicht daran, jedoch er schätzt den Träger dieses Gedankens. Nur die Königin vertraut auf Posa und sein Wunschbild. Er ist ihr „der Träumer nicht, der etwas unternähme, / was nicht geendigt werden kann." (3400).

Selbst der Einsatz seines Lebens dünkt Posa nicht zu hoch, wenn er dadurch den gewinnen kann, der sein Ideal verwirklicht. Die Königin soll ihm dabei helfen. Sie soll Karls Liebe von sich nehmen und auf die ganze Menschheit verpflichten. Deshalb hat ja Posa — in klarer Berechnung, aber in der Berechnung des Herzens — die keimende Liebe Karls zu seiner Mutter genährt: „Er mache, / o sagen Sie es ihm! das Traumbild wahr, / das kühne Traumbild eines neuen Staates, / der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege / die erste Hand an diesen rohen Stein." (4278 ff.). Diese unerbittliche Zielstrebigkeit ahnt Karl in seiner Gefangenschaft. In Posas Versteckspiel glaubt er, seinen Entschluß zu sehen, selbst zu vollenden, was er zuvor ihm, Carlos, zugedacht. Aber ganz begreift er ihn nicht. Nur der König hat Posas großes Wollen klar durchschaut. „Und wem bracht er dies Opfer? / dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr! / Ich glaub es nicht. Für einen Knaben stirbt / ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme / füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug / der ganzen Menschheit. Seine Neigung war / die Welt mit allen kommenden Geschlechtern. / .... Nicht / den Philipp opfert er dem Carlos, nur / den alten Mann dem Jüngling, seinem Schüler." (5057 ff.).

Der Dichter des Posa spricht aus, was er in politischer Hinsicht je auf dem Herzen getragen hat. In ungehemmtem Fluß und mit flammendem Ausdruck sieht er sich als den Verfechter eines

größeren Gedankens als des der kleinen Selbstsucht und Selbstzufriedenheit. In Posa wächst Schiller nun auch in die Fragen seiner politischen Verantwortung vor der Mitwelt hinein. In diesem Sinne ist deshalb auch der Don Carlos, wie Kabale und Liebe, eine Dichtung des „Wir". Aus dem „Übermensch" ist der „Mitmensch" geworden. (Cysarz 1934. 117).

Es ist der größere Schiller, der sich hier schildert, größer, weil seine Welt sich geweitet hat, aber auch nicht zuletzt, weil an die Stelle der Satire, der Kritik und der Zerstörung nun das positive Programm tritt und vor allem der optimistische Glaube an die Güte der Menschen. Dieses Verströmen aus der Gewißheit des Guten, dieses „strahlenäugige Ja" (Cysarz 119) zum Leben und zu den Dingen führt zur hymnischen Selbstverklärung. „Jugend dichtet, die sich selbst berauscht, selbst in Tränen ..... Gerührte Jugend dichtet. Sie ist über sich selbst gerührt in ihrem schönen Schwung." So singt Schiller „das schönste Lied der Jugendlichkeit im Schrifttum der Welt." — Wer aber „dürfte ihm verargen, daß er ein einziges Mal sich ein Fest bereitet und allen Glanz seiner Seele unmittelbar in seine Helden, seine Freunde hineingegossen hat? Er hat die Größe erreicht, die seiner Jugend möglich war." (Kühnemann 1934. 34).

Schillers Ichdeutung in den Dramen ist — wenn wir nun rückschauend noch einmal zusammenfassen — in allen Zügen das überhöhte Bild seiner selbst. In den Gestalten seiner Phantasie konnte alles Kraftgefühl und Übermenschentum, aber auch alle Sehnsucht, Wehmut und aller bittere Schmerz des Enttäuschten seine Prägung erhalten.

Die direkte Selbstbetrachtung des ersten Teils nimmt erst am Motiv Gestalt an, aber sie offenbart dafür das universalere Bild, in das der ganze Bereich des realen menschlichen Lebens Eingang findet. Im Drama hingegen ist von Anfang an im Helden die Verkörperung und daher Bildwerdung des eigenen Ichs gegeben. Hier wird die Selbstdeutung in ihrer Gleichsetzung von Held und Ich empfunden und empfängt daher auch alle die Farben, die dieses Bild ins Große übertreiben und gleichzeitig vereinseitigen. Dem weiteren und umfassenderen Bild des ersten Teils steht hier also das größere und grellere Bild des zweiten Teils gegenüber. Aber man wird weder das eine noch das andere ausschließlich als das wahrere bezeichnen dürfen. Denn beide Bilder sind wahr — nur jedes in einer anderen Ebene.

III. Teil.

Die Grundlagen der Selbstbetrachtung und Selbtsdeutung des jungen Schiller.

13. Kapitel: Die Beziehungen der Schillerschen Selbstschau zur Zeit.

Die bisherigen Darlegungen bedürfen noch ihres Rahmens und ihrer Einordnung. Nach der Wiedergabe und Charakteristisk des Selbstbildnisses des jungen Schiller wollen wir nun in knappen Zügen die Grundlagen seiner Selbstschau erörtern.

Jeder Mensch verkörpert drei Welten in sich: die Welt der Gattung, die Welt der konkreten völkisch-geschichtlichen Situation und die Welt der persönlichen Eigenveranlagung. So wird eine Darlegung der allgemein menschlichen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen erst den Blick für das Eigenpersönliche in der Selbstbetrachtung des jungen Schiller unterbauen.

Es ist ein überzeitlicher Zug des denkenden, bewußten Menschen, daß er sich auch über sein eigenes Selbst klar wird. Aber zunächst — wenn wir die historische Entwicklung verfolgen — berührt die Selbstdeutung doch nur die Eigenperson als Ganzheit etwa im Gegensatz zu einem anderen Teil der Erscheinungswelt. Der Mensch ruht noch zu sehr in der Gemeinschaft und im Banne einer natürlichen Selbstverständlichkeit, um sich als Einzelwesen in allen seinen Regungen und seiner besonderen Veranlagung, als isoliertes Ich also, zu sehen und zu empfinden. Auch noch das christliche Mittelalter kennt nur diese Art von totaler Selbstschau. Die Einordnung der eigenen Person in eine hierarchisch aufgebaute Welt, das beherrschende Bewußtsein der Transzendenz läßt den Menschen sein Ich nur in der Hinordnung auf Gott empfinden. Und das ist auch noch im wesentlichen in der deutschen Mystik der Fall.

Im Gegensatz zu dieser objektiven Selbstbetrachtung ist die subjektive Selbstbetrachtung erst möglich mit dem Aufkommen des Individualismus und dem Erstarken einer immanenten Weltauffassung. Individualismus und Immanentismus sind grundlegend für die Hinwendung des Ichs auf das eigene Selbst, auf seine Veranlagungs- und Gefühlswelt. Nach den Zeiten eines Lebens aus dem Glauben, das naiv und geschlossen war, führt eine neue Le-

benshaltung zur ganz anderen Wertung von Einzelding und Einzelwirklichkeit und damit auch vom Einzelmenschen [1]). In seinen Wurzeln reicht dieser Loslösungsprozeß bis ins Hochmittelalter zurück, um dann im Humanismus deutlicher spürbar zu werden. Jetzt werden zum ersten Male deutsche Selbstbiographien geschrieben, die sich nicht mehr auf die religiöse Erlebniswelt des Darstellers beschränken [2]). Aber es dauert lange, bis diese Hinwendung des Interesses auf den einzelnen als einen ersten Selbstzweck sich in größerem Umfange durchsetzt. Ja es tritt sogar im Zeitalter des Barock noch einmal die Bindung des einzelnen an das Überindividuelle und Überweltliche in extremster Weise in den Vordergrund: im politischen Absolutismus und im religiösen Fanatismus.

Erst die Aufklärung [3]) bewirkt die breite Loslösung des Lebens und des Geistes — nicht zuletzt, weil sie sich eines Heeres von Publizisten und einer großen Menge von Zeitschriften, von „moralischen Wochenschriften" und Monatsschriften, bedient.

Schon im 17. Jahrhundert war eine Zunahme an Selbstbiographien festzustellen, und die Tatsache an sich weist bereits auf die sich langsam vollziehende egozentrische Wandlung hin. Jetzt im 18. Jahrhundert ist das Selbstzeugnis in allen möglichen Formen, in Brief, Tagebuch, Lebensbericht und autobiographischem Roman an der Tagesordnung. Alles bekennt, alles schreibt über sich.

Fragte aber das 17. Jahrhundert im Grunde doch wenig nach Selbsterkenntnis, und wenn, dann zur Überwindung der Eigenliebe und zur Unterordnung unter Gott, das 18. Jahrhundert bleibt mehr bei sich selbst und treibt Selbsterkenntnis bis zur Verliebtheit in sich. Trotzdem beherrscht auch jetzt zunächst noch der religiöse Gesichtspunkt, wenn er auch ein anderer geworden ist, die Selbstzeugnisse der Zeit; und leicht schlägt die Selbstverliebtheit in selbstquälerische Reflexion um — im Ungenügefinden der Seele. Aber das immer wiederkehrende Bekenntnis von Eitelkeit, Stolz und Eigenliebe kennzeichnet deutlicher als alles andere die Wandlung. Und selbst wenn der Pietismus das Erdenleben noch so sehr nur als eine mehr oder minder angenehme Station auf dem Wege zum Himmel betrachtet, so schauen doch seine Anhänger — bei aller Verwandtschaft mit den Mystikern des Mittelalters — sich selbst in einem weit erdhafteren und auf sich selbst bezogeneren Sinne als der Mensch der Mystik [4]).

[1]) Vgl. G. Müller: Dt. Dichten und Denken vom Mittelalter zur Neuzeit. 1934. Einleitg.

[2]) Autobiographie Karls IV. ! Vgl. auch Dürers Selbstbildnisse!

[3]) Sie ist Aufklärung des Menschen über sich selbst!

[4]) „Gewiß sucht damals auch im Pietismus die schöne Seele in ihren Bekenntnissen die Fühlung mit Gott durch eifrige Selbstprüfung bis zur Selbstanklage, aber n i c h t bis zur Selbstvernichtung wie im Barock, sondern in v o l l e m S e l b s t g e f ü h l, das, seinem Innenleben zugewandt, sich noch liebt, wenn es sich peitscht, und in der Liebe zu Gott sein eigenes Wesen erfüllt." (Joel II. 1934, S. 150/1.) „Selbst wenn sie sich die Seele zergrübeln, um aus ihr alles Menschliche zu tilgen, wollten die Pietisten doch Menschen bleiben." (Ebda. 151).

Gewiß — und darin besteht der Zusammenhang mit der Tradition — alle Selbstbetrachtung hat noch immer den Wert und die Aufgabe, zur Selbstvervollkommnung und zum Wachsen in der Tugend beizutragen, aber Tugend und ein Höchstmaß menschlicher Vollendung sind dabei ebenso sehr eine Voraussetzung für jede geschlossene Persönlichkeit, wie sie andererseits den Weg ins bessere Jenseits bahnen.

Die ganze Entwicklung des Geistes läuft so auf das Subjektive hin [5]). „Aufklärerisch gegen die Weltbande, kritisch gegen das Absolute, glaubt das 18. Jahrhundert bis zur Mystik an das Individuelle." (Joel 1934 II. S. 142.). — Der Prozeß der fortschreitenden Subjektivierung hat nun nacheinander die Welt, das Leben, den Menschen und jetzt auch noch die Seele erfaßt.

Bei solcher totalen Wandlung der menschlichen Blickrichtung auf und ins Persönliche ist es verständlich, wenn die Selbstbetrachtung ihren Niederschlag findet in zum Teil fanatisch wahren Selbstzeugnissen und darüber hinaus in einer ganz subjektiven Bekenntnisdichtung, die eigenes Leben und Erleben ins Große gedeutet und erweitert gestaltet [6]). Und so verschiedenartig und mannigfaltig im einzelnen auch die Geistesströmungen im 18. Jahrhundert sein mögen — in der Verlagerung des Schwergewichts auf den Menschen sind sie einig. Denn Rationalismus, Pietismus und Sentimentalismus bezeigen — über kleine Schwankungen in der Ausrichtung hinaus — dem Menschen im allgemeinen und dem Einzel-Ich im besonderen auf ihre Weise die gleiche Aufmerksamkeit. Seine Welt nimmt innerhalb des Kosmos die zentrale Stellung ein; und die Psychologie, die Lehre vom System des menschlichen Geistes und der Seele, wird zur Grundwissenschaft [7]). Immer ist die Wurzel ein leidenschaftlicher Verselbständigungsdrang des Individuums [8]).

---

[5]) Vgl. auch M. Dessoir 1902. I. S. 158.

[6]) Für die Dichtung des 18. Jahrhunderts hat A. Köster (1925. S. 132) die wachsende Selbstenthüllung so skizziert: „Die vierziger Jahre fanden noch keine Unaufrichtigkeit darin, daß jemand in der Poesie sich anders gab als im Leben; in den fünfziger Jahren vollzog sich der Wandel; in den sechziger Jahren erschien das völlige Aufdecken fremden oder eigenen Seelenlebens noch auffällig, in den siebziger Jahren erlaubt, in den achtziger Jahren verdienstlich, in den neunziger Jahren notwendig . . ."

[7]) Vgl. M. Dessoir (I. S. 359), der auf J. G. v. Zimmermann hinweist, der 1763 die Psychologie unter allen menschlichen Wissenschaften als die nützlichste bezeichnet; und auf Schillers Lehrer und Freund Abel, der 1784 sagt: „daß keine Gattung der menschlichen Wissenschaften oder Kenntnisse ist, auf die die Psychologie nicht unmittelbar oder mittelbar angewandt werden kann." — Vgl. auch Joel (II. S. 150), der von dem psychologischen Fanatismus spricht, mit dem Herder 1769 die Psychologie zur Grundlage aller Wissenschaften machen will.

[8]) Freilich — und das dürfen wir nicht außer acht lassen — sind diese Selbstdarstellungen zum gr. T. dann immer noch recht allgemein und gehen selten über das Typische hinaus. Noch sind der Gemeinsamkeiten in Gefühlswelt und in Erlebnisinhalten viele. Die extreme Individualisierung und Vereinzelung bleibt dem 19. Jhdt. vorbehalten.

Über die tatsächliche Ausübung der Selbstbeobachtung und über den Glauben der Zeit an ihre Notwendigkeit und ihren Wert lassen sich viele Belege erbringen: Hatte Spener schon im ausgehenden 17. Jahrhundert sich mit seinen Gesinnungsgenossen zusammengetan, um gemeinsam mit ihnen über die eigenen Sünden nachzudenken und sich selbst zu analysieren, so fordert im 18. Jahrhundert z. B. Gellert seine Studenten zu dieser Selbsterforschung auf und gründet K. Ph. Moritz in Berlin ein „Magazin für Erfahrungsseelenkunde" für alle die, die über ihre Seele etwas erfahren oder mitteilen wollen.

Die Selbstbeobachtung ist geradezu zur Mode geworden und wird von vielen geübt. So schreibt z. B. W. Heinse an Gleim [9]): Er kenne sich eigentlich schlecht, ob er gleich nunmehr seit 8 Jahren sich „nach der von Rousseau so sehr gepriesenen Sentenz: Erkenne dich selbst! auszuforschen gesucht habe"; so heißt es in „Eduard Allwills Briefsammlung" (1826. (1792) S. 207): „O Luzie! Bis zur Verwirrung hats mich fast gebracht, dies Sinnen über mich selbst, dies Hadern mit mir"; und Garve gesteht [10]): „Ich grüble vielleicht gar zu gern über meine eigenen Empfindungen", gleichwohl aber gibt er im selben Zuge dem jungen Dittmar den Rat, in einem Tagebuch über sich selbst den Regungen der eigenen Seele nachzugehen; und Lavater veröffentlicht eine kleine Schrift unter dem Titel: „Nachdenken über mich selbst." (1771). Schließlich stellt der Königsberger Professor D. Metzger [11]) fest: „In diesen Zeiten ... bemerkt der teilnehmende Beobachter mit Vergnügen, daß Menschenkenntnis und Kenntnis seiner selbst Gegenstände sind, die täglich mehr gesucht, täglich mehr beliebt werden."

Noch weit zahlreicher sind Bemerkungen aus der Zeit über den Wert der Selbstbetrachtung und der Selbsterkenntnis. So heißt es in einem Aufsatz des Moritz'schen „Magazins" über „Eine Selbstbeobachtung auf dem Todbette" [12]): „Er hielt die Kenntnis des innern Zustands seiner Seele und das Vermögen, jede Veränderung derselben schnell und richtig zu bemerken, für eine der edelsten Fähigkeiten des Menschen, für ein großes Mittel zur Tugend, für das wahre Mittel zur größten Wirksamkeit eines jeden." (S. 63. 64) / „Darum ist Selbsterkenntnis mit dem Vermögen, richtig und schnell jede Veränderung seiner Seele zu bemerken, etwas sehr Vorzügliches, darnach der Weise mit Eifer trachten und nicht aufhören muß, es auszubilden, bis er sich so genau kennt als Gott, das ist „niemals"! (S. 64/65). „Kennte ein Mensch seiner Neigungen wahre Richtung, so würde er jetzt schon wissen, wie weit jede zukünftige Sache ihm Vergnügen oder Schmerz verursachen würde; und dies setzte ihn in den Stand, sein wahres und falsches

[9]) Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse und Müller. Bd. I. S. 3. (zit. nach Steinhausen 1891 I. S. 341).

[10]) In den vertrauten Briefen an eine Freundin. 1801. S. W. XII. S. 147/48.

[11]) Anthropologie 1790. S. 7.

[12]) K. Ph. Moritz: „Magazin für Erfahrungsseelenkunde". Bd. III. 2. Stück. S. 63 ff. (1785).

Glück aufs genaueste zu unterscheiden. Und wie fest müßte sich nicht ein Mensch in der Tugend machen." (S. 65).[13])

Hier sind zwei Momente angeführt: der Wert der Selbsterkenntnis für ein tugendsames Leben und für persönliche Vervollkommnung im rein innerweltlichen Sinne. Das erste erstrebt auch Lavater, wenn er getreu sein Tagebuch führt: „Wisse, mein Herz — so redet er sich selbst an —, daß unter allen Freundschaften auf Erden keine weiser und segensreicher ist als die Freundschaft und Vertraulichkeit eines menschlichen Herzens mit sich selber. Wer nicht sein eigener Vertrauter ist, der kann auch nie ein Freund Gottes und der Tugend werden."[14]) Garve hingegen erwartet ohne diesen ausgesprochenen Bezug auf das Religiöse aus einer Selbsterkenntnis und ihrer Mitteilung an den Freund, daß er seine Fehler und menschlichen Schattenseiten loswerde[15]).

In Millers „Siegwart"[16]) endlich, den Schiller in seiner Akademiezeit mit noch größerer Begeisterung als den Werther las, heißt es in den Ermahnungen des Pater Anton an den jungen Xaver gleich an zweiter Stelle: „Mach dich am ersten mit Dir selbst bekannt, mein Sohn! Dies ist eine alte Regel, aber selten wird sie recht befolgt ... Lern deine Kräfte kennen. Du mußt wissen, was du dir selbst zuzutrauen hast .... Lern deine Schwächen kennen: Wer sie nicht kennt, kann sich, wenn der Feind kommt, nicht verteidigen .... Wer sich selbst kennt, der kennt auch andere Menschen .... Kenntnis deiner selbst und deines eigenen Herzens wird dich in Beurteilung anderer Menschen billiger machen". —

Wie die Selbsterkenntnis und Selbstprüfung auch gelehrt und in Abhandlungen erörtert wurde, beweist u. a. Nicolas Schönfeldts „Anweisung zur Erkenntnis seiner selbst" (1764) und Adam Weishaupts Schrift „Über die Selbsterkenntnis, ihre Hindernisse und Vorteile." (1794).

Wie diese ganze Haltung und Einstellung auf den deutschen Jüngling im 18. Jahrhundert wirkte, geht deutlich aus Matthisons Jugenddarstellung hervor, wo u. a. davon die Rede ist, welchen Einfluß Lavaters „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" auf die Mitschüler von Kloster Bergen genommen, und wie „ein reiner, treuer Jüngling" sich danach gerichtet habe.[17])

Betrachten wir nun die Hauptzüge, die der Selbstbeobachtung der Zeit eigen sind, so ist am auffallendsten, wie das statische Moment, die alle Einzelfälle bestimmende Veranlagungswelt zurück-

[13]) Vgl. dazu Schiller über den Nutzen der Selbstbeobachtung (1802) in: Gespräche 1911. S. 336. In dieser Arbeit zitiert S. 8.

[14]) „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" (1772). Vorbericht.

[15]) Brfw. zwischen Chr. Garve und G. J. Zollikofer. Breslau 1804. S. 3.

[16]) „Siegwart, eine Klostergeschichte." Hrsg. v. O. v. F. Stuttgart 1844. I. S. 75/76.

[17]) Vgl. Deutsche Literatur, Reihe dt. Selbstzeugnisse. Bd. I. 1930. S. 263.

tritt hinter der Schilderung von Seelenzuständen. Zumeist erfahren wir, wie es dem Selbstdarsteller geht oder ging, selten, wie er ist. Doch werden mit dem Fortschreiten der psychologischen Beurteilungsfähigkeit auch die Angaben über die eigenen Anlagen und die eigene seelische Struktur immer häufiger. Aber auch dann noch steht die Selbstbeobachtung nirgends erstlinig im Dienste einer wissenschaftlichen Erkenntnis sondern stets im Dienste des Lebens und seiner möglichsten Steigerung, sei es nun im religiösen oder rein weltlichen Sinne. Dabei sind zunächst die Fehler weit besser bekannt als die Tugenden. Sie sind dafür aber auch weniger individuelle Schattenseiten sondern entsprechen in höchster Gleichförmigkeit einem festen Sündenschema. So finden wir fast allenthalben Selbstanklagen, die sich Eitelkeit — wie z. B. u. a. Francke, Zinzendorf, Haller, Moser, Moritz, Garve[18]) — Eigenliebe, Stolz, Hochmut, Unzufriedenheit, Ehrgeiz, Unhöflichkeit, Gleichgültigkeit, schlechte Ausnutzung der angeborenen Fähigkeiten und mehr vorwerfen. Der eigene Zustand, das alltägliche Seelenleben wird einem Soll gegenübergestellt, das zwischen den Polen eines christlichen und eines rein menschlichen Lebensideals liegt.

Wie sich so schon im Sündenbekenntnis, in der Selbstanklage gerade die negative Seite des eigenen Tuns und Seins dartut, so umschließt auch die übrige Selbstbetrachtung meisthin Züge des Leidens, der Unzufriedenheit mit der eigenen Lage und dem alltäglichen Leben. Der Dualismus zwischen Sein und Wollen wurde nie so stark empfunden und hat nie so breiten literarischen Niederschlag gefunden wie in dieser Zeit. Die alte Glaubenszuversicht ist gefallen und das Leben durchsetzt von Brüchen, unter denen gerade die Besten seelisch leiden. Aber nur ganz wenigen ist es beschieden, diesen Zwiespalt und alle Gegensatzpaare des Lebens auszugleichen. Schiller hat als einer dieser wenigen am Ende seiner Jugendzeit sich diese Stufe nach schwerem Kampf mit Sieg und Rückschlag errungen. Kleinere Zeitgenossen aber wie Gellert, Schubart und Haller nehmen ihren Dualismus mit ins Grab. — Nicht ohne Grund werden so vor allem Hypochondrie und Melancholie zur Hauptkrankheit vieler Menschen des 18. Jahrhunderts — und wir haben dieses Leiden ja auch beim jungen Schiller zur Genüge kennen gelernt.

Das gesteigerte Empfindungsleben der Zeit mußte notwendig die Dinge des realen Lebens als Härten erscheinen lassen, und darunter fallen sowohl der Beruf, wie auch die Umgebung und körperliche und wirtschaftliche Widerstände. Einsamkeit, Überlastung durch Arbeit, eine kleine Erkältung vielleicht — und schon heißt es: „Ein äußerst hypochondrischer Tag ... Ich habe seit einiger Zeit den Husten und bin überhaupt diesen Monat hindurch

[18]) Vgl. z. B. Garves Briefwechsel mit Zollikofer daraufhin. Hier steht u. a.: „Das einzige Mittel also, jetzt noch glücklich zu sein, ist dies, meine Eitelkeit gänzlich aufzuopfern;“ (S. 14) — und „Eitelkeit, ja Eitelkeit ist es, die mich verfolgt.“ (S. 27). — „Ich bin sehr eitel, das werde ich jetzt erst recht gewahr“. (S. 157).

sehr elend gewesen. Einsamkeit und überhäufte Arbeit haben ihr Teil daran." [19])

Wenn aber dann ein glückliches Erlebnis, ein Freund oder ein prächtiger Sonnenaufgang all dies vergessen machen, so erwacht jäh der Optimismus und verscheucht den Pessimismus, in den man doch wieder ebenso oft verfällt. So groß ist die seelische Labilität dieser Menschen. Und wenn Jacobi Allwills Briefe als „Wechselgesang von Verzweiflung und Wonne" bezeichnet [20]), so kann man diese Kennzeichnung auf die gesamten Selbstzeugnisse der Zeit übertragen, wenn auch der sieghaft optimistische Zug im großen Maße nur den wenigen Überwindern zukommt.

Werfen wir nun noch — ehe wir die unmittelbare Verbindung zum jungen Schiller wieder aufnehmen — einen kurzen Blick auf die Darstellungsformen der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung der Zeit!

Ihrem Alter nach steht die Selbstbiographie an erster Stelle. Auf Augustins Confessiones zurückgehend, fand die deutsche Autobiographie vom 16. Jahrhundert an zunehmende Beliebtheit. Das 18. Jahrhundert wird dann geradezu von einer Flut solcher Selbstbeschreibungen überschwemmt. Meist sind es Bekenntnisse und Rechenschaftsberichte am Lebensabend, Anklage und Verteidigung zugleich. Sie werden gedruckt zur Warnung und zur Belehrung. Eine eigentliche Selbstbetrachtung aber tritt hier zurück, erfolgt doch die Selbstschau aus dem Abstande, den ein abgeschlossenes Leben der eigenen Vergangenheit gegenüber immer einnimmt. Wahre Selbstbetrachtung und Selbstdeutung jedoch muß immer gegenwärtig sein. Das Perfektiv ist nicht ihre Wirklichkeitsform und auch nicht die Geschichte. So ergeben sich von hier aus die wenigsten Bezüge zur Selbstcharakteristik des jungen Schiller.

Mehr schon bedeutet da der Brief. Im 17. Jahrhundert in Mode gekommen — Briefleidenschaft der Liselotte von der Pfalz! — ist er ein integrierender Bestandteil im geistigen Leben des 18. Jahrhunderts. Nachdem der Pietismus schon den Brief als Vermittler von Seele zu Seele benutzt hat, und sich seit Gellert die natürliche Schreibweise allgemein durchgesetzt hat, wird er in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts das Ausdrucksmittel für intimstes Leid, intimste Freude und Selbsterkenntnis. Die Sucht der Zeit, jedem Gefühl und jeder Regung des eigenen Herzens nachzugehen, die immerwährende Selbstbeobachtung bis zur Selbstpeinigung findet im vertrauten Brief eine willkommene Mitteilungsmöglichkeit. Selbst die Dichtung der Zeit kommt ihrem Briefbedürfnis mit empfindsamen Briefromanen entgegen und steigert

---

[19]) Vgl. J. A. Leisewitzens Tagebücher, hrsg. v. H. Mack u. J. Lochner. 1916. S. 8.; u. weiter S. 15;
An einer ewigen hypochondrischen Selbstverhätschelung leidet auch eine Zeitlang Garve.

[20]) Zit. nach Touaillon im Reallexikon d. dt. Literatur-Wissenschaft, Abschn. „Briefroman".

dadurch noch die ganze Neigung zur brieflichen Selbstenthüllung. Ursprünglich aus Briefmustersammlungen entstanden, drücken sie gerade am deutlichsten die Richtung der Zeit auf sich selbst aus: wie die vielgelesenen Romane Richardsons, Rousseaus „Nouvelle Héloise", Goethes „Werther" und daneben die Unsumme der anderen Briefromane, angefangen von Musäus' „Grandison" und Hermes' „Sophiens Reise" bis zu Sophie von La Roche, Knigge, Miller, Jacobi und vielen anderen. Auch hier philosophiert man fort und fort über sich selbst und seziert gleichsam seinen Seelenzustand [21]).

Zwar muß man allenthalben im Briefverkehr das Modische und viele Übertreibungen in Rechnung setzen, um zum wahren Inhalt vorzustoßen, doch findet sich zumal in Briefen zwischen ausgesprochenen Freunden — wie zwischen Schiller und Reinwald, später Körner — unverfälschte Wahrheit in allergrößter Offenherzigkeit und Vertrauensseligkeit. So besitzen wir in solchen Briefen sehr wohl gute Selbstbetrachtungen der Zeit — allerdings mit den Einschränkungen, die wir im Eingang dieser Arbeit bereits gemacht haben.

Und die Zeit selbst anerkennt den Wahrheitswert eines ehrlichen Briefes für eine Selbstdarstellung der Seele. So meint Heinse an Gleim [22]): Die Briefe eines Menschen ließen am ehesten den einzelnen im Wechselspiel der Geschehnisse und der Zufälle des Lebens deutlich werden. Und Herder nennt den Brief einen „Abdruck der Seele" [23]), während Lavater an Herder Kopien seiner Briefe an andere schickt mit der Erklärung: „Ich weiß keinen kürzeren, einfältigeren, natürlicheren Weg, dir liebster Bruder, auf einmal einen Teil meiner innersten Denk- und Handelsweise vor die Seele zu bringen als diesen." [24])

Ein anderer beliebter Weg für Selbstdarstellung und Selbstbeobachtung ist das Tagebuch. Es ist in seiner Art dem Briefe verwandt, aber noch subjektiver, da hier der Partner, für den man schreibt, der Schreiber selbst ist. Trotzdem bieten sich hier genug Vergleichspunkte zur Schillerschen Selbstbetrachtung, da seine Offenherzigkeit keine Wand zwischen Du und Ich kennt.

Im autobiographischen Roman vollzieht sich dann der Übergang von der mehr direkten Selbstbetrachtung zur indirekten Selbstdeutung im Sinne einer Selbstgestaltung. Wo der Briefroman noch im Querschnitt jeweils das eigene Selbstbewußtsein und die eigene Selbstreflexion des Dichters deutlich zum Ausdruck bringen kann, verschließt jetzt der Standort an einem bestimmten Ende dieses Lebensweges die Möglichkeit dazu und läßt nur eine große Gesamtdeutung zu. Darin aber liegt ein verstärktes Moment der Abrückung. Mit einer solchen Entfernung des Selbstdarstellers von sich selbst treten wir jedoch bereits heraus

[21]) Vgl. Steinhausen 1891. S. 399.
[22]) Briefwechsel zwischen Heinse, Gleim, Müller. I. S. 122.
[23]) Aus Herders Nachlaß Bd. III. S. 41; zit. nach Steinhausen. I. S. 287.
[24]) Wie [23]) II. S. 44.

aus dem Bereich der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller mit ihrem vornehmlich subjektiven Wesenszug dort, wo er als Dichter sich selbst begegnet.

Dafür aber erschließen sich — jenseits der Epik — in Lyrik und Drama seit Klopstock und der Geniebewegung neue Möglichkeiten, dem eigenen Leben gestaltende Prägung zu geben. Das objektive Moment weicht dem subjektiven Verströmen der eigenen Herzenswelt. Neben die elegische Klage, die allen Weltschmerz der Zeit aufnimmt, tritt die pathetische Selbststeigerung im eigenen Hochbild — und darin sind sich Lyrik wie Dramatik gleich.

Die ganzen bisherigen Darlegungen dieses Abschnittes hatten den Sinn, einen Einblick in wesentliche Voraussetzungen zur Selbstbetrachtung des jungen Schiller zu geben und dabei zu zeigen, wie seine umfangreiche Selbstschau — zunächst als Tatsache, dann aber auch in ihren allgemeinen Linien — aus der Zeit zu verstehen ist. Nunmehr kommt es darauf an, die bisherigen Ausführungen auf den jungen Schiller anzuwenden und in einer Gegenüberstellung und Vergleichung seiner Selbstbetrachtung mit der der Zeitgenossen die Bedingtheiten und die eigenen Züge schärfer herauszustellen:

Auch aus der Selbstschau des jungen Dichters können wir deutlich erkennen, wie Schiller „erst Kind, dann Überwinder seiner Zeit“ [25]) ist. So lassen sich dieser Entwicklung entsprechend drei Phasen für den Weg seiner Selbstbetrachtung bis zur Auffindung von Kern und Mitte seines eigenen Seins feststellen [26]). Wir könnten sie — vergröbernd — überschreiben: 1. Im Banne der Erziehung: eine vornehmlich pietistisch-religiöse Welt- und Lebensauffassung. (Bis etwa 1779). 2. Unter dem Einfluß gelebter Vorbilder: von Rousseau, Goethe (Werther), Schubart, Klinger, Leisewitz, Garve. (Von 1779 bis etwa 1787). 3. Auf dem Wege zur endgültigen Freiheit: wachsende Loslösung vom Zeitbedingten und Hinwendung zu eigenpersönlichem Lebensstil und Lebensideal. (Besonders in den Jahren 1787 bis 89.)

1. Im Banne der Erziehung: — Die Erziehung im Elternhaus sowohl wie die auf der Karlschule drückt der frühen Selbstcharakteristik Schillers deutlich ihren Stempel auf. Denn diese Erziehung gibt ihm sowohl die Richtung auf eine Selbstbeobachtung und Selbsterforschung, wie sie andererseits auch ihren Inhalt wesentlich bestimmt.

Sowohl die pietistische Welt mit ihrer an den Katholizismus sich anlehnenden alltäglichen Gewissenserforschung als auch die bewußte Absicht der Pädagogik der Zeit führen zur Selbstbetrach-

---

25) Vgl. W. Iffert. 1926. S. 117.

26) Jedoch kann eine solche Einteilung nur ordnenden Sinn und andeutenden Wert haben, da sich keine Entwicklung — am wenigsten aber eine solche — ruckweise vollzieht.

tung [27]). Auch wenn wir davon absehen, wie sehr z. B. gerade die enge und klösterliche Abgeschlossenheit der Karlschule jedwede Innenkonzentration begünstigt, so verweist besonders die äußerst starke Betonung der Philosophie und dabei vor allem der Psychologie in ihrem Lehrplan den Zögling wiederum auf den Menschen und das eigene Ich. Zudem ist gerade Abel, der Lehrer Schillers, der den größten Einfluß auf ihn ausübt, davon überzeugt, daß die Psychologie unter allen Wissenschaften die zentralste Stellung beanspruchen dürfe, und daß Menschenkenntnis das erstrebenswerteste Ziel allen Studiums sein müsse [28]).

War nach dem Lehrplan der Karlsschule [29]) Philosophie Hauptfach für die mittlere Stufe, so führte Schillers medizinisches Fachstudium keineswegs von der philosophisch - psychologischen Sehweise ab, denn auch die Medizin wurde ganz in dieser Richtung gelehrt. Wie sehr mußte vielmehr gerade jetzt die Beobachtung von Kranken und die besonders eingehende Vertiefung in die seelischen Hintergründe vieler dieser Leiden — wie es z. B. der „Bericht über die Krankheitsumstände des Eleven Grammont" (1780 J. 6. bis J. 13) dartut — die eigenen Selbstbetrachtungen fördern. Daß dabei ganz von selbst nur zu gern Schillers Fremdbeobachtung zur Selbstbeobachtung und Selbstcharakteristik wird, haben wir bereits S. 25 wahrscheinlich gemacht; denn gerade in diesem Bericht über Grammont deutet der junge Mediziner an seinem Mitschüler den eigenen Pessimismus und die eigene seelische Verstimmtheit. Aber auch früher schon verlangten die „Berichte über Mitschüler und sich selbst", die Carl Eugen von seinen Zöglingen forderte, diese Fremd- und Selbstbeobachtung. Beides ist also Erziehungsgrundsatz auf der Karlsschule. Und es entsprach das ja auch der hier und allgemein geltenden Auffassung — wie sie auch Schiller 1774 in seinem „Bericht" geäußert hat —, daß Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis Voraussetzungen des wahren Glükkes seien [30]). So wirken die religiöse Luft des Elternhauses und

---

[27]) So empfiehlt z. B. Schmids „Psychologisches Magazin" — wenn auch zeitlich etwas später: 1798 — dem Erzieher, seine Zöglinge zur vernünftigen Selbstanalyse anzuleiten. (III. S. 147/48). Vgl. Dessoir S. 551.

[28]) Vgl. Abel: „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben" 1784. I. Bd.: „Ich behaupte sogar, daß keine Gattung der menschlichen Wissenschaften oder Kenntnisse ist, auf die die Psychologie nicht mittelbar oder unmittelbar angewandt werden kann." (I/II) Dabei sieht Abel gerade in der „Anwendung der Psychologie auf die Erscheinungen des menschlichen Lebens" den „Zweck aller Psychologie" und den „einzigen Grund, warum wir uns auch nur einige Mühe geben, die Natur unserer Seele zu erforschen." (I) — Er selbst arbeite schon seit einiger Zeit an einer „Anleitung zur praktischen Menschenkenntnis". (Vorrede).

[29]) Vgl. Gustav Hauber: „Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule." Progr. 1898.

[30]) Wenn ich die Pflichten erfülle, die mir meine Vernunft auferlegt — so ist der Gedanke — so bin ich glücklich. Erfülle ich sie nicht, so zerbricht mein Glück, „zertrümmert in Ruinen". Um aber m e i n e Pflichten ganz erfüllen zu können, muß ich sie und mich kennen. Das geschieht auf dem Wege der Selbstbetrachtung und Selbsterkenntnis. Beides

die philosophisch-psychologisch-medizinische Ausbildung zusammen, um dem jungen Schiller, genau so wie seinen Kameraden von Anfang an die Richtung auf sich selbst zu geben.

Und überprüfen wir nun den Inhalt dieser Selbstbetrachtung, so entspricht auch er in weitem Maße dem Inhalt der üblichen Selbstbeobachtung der Zeit. Ist Schillers Selbstcharakteristik von 1774 (im Bericht an den Herzog) Selbstanklage, in der er sich Übereilung, Leichtsinn, Eigensinn, Unreinlichkeit, Heißblütigkeit und Ungeduld vorwirft, sowie, daß er die „schönen Gaben", die er besitze, bisher nicht nach Gebühr angewandt habe, und weiß er sich demgegenüber nur auf seine „Aufrichtigkeit", seine „Treue", sein „gutes Herz" und seine heiligen Vorsätze zu berufen und sich mit Leibesschwachheiten zu entschuldigen [31]), und fügen wir die „Laster" hinzu, deren er sich gegen die Freunde Scharffenstein und Boigeol (1778) anklagt: seinen „großen Fehler der Eigenliebe" (J. 2) und seinen „Stolz" (J. 3) — so erinnern wir uns, daß alle diese Züge typische Seiten der Selbstbekenntnisse der Zeit ausmachen. Vor allem offenbart sich hier noch der pietistisch-religiöse Hintergrund.

Die Übereinstimmungen gehen sehr weit, vom gleichen Ton sogar bis zur wortwörtlichen Parallelität der Selbstcharakteristik. Auch Lavater [32]) findet sich z. B. „immer noch zu sinnlich, zu träge, zu eigensinnig, zu bequem". „Ich überlasse mich noch zu leicht meinen Launen und Einfällen; aus Gefälligkeit gegen andere, aus Schwachheit, aus Eitelkeit behaupte ich meinen Charakter, meine Grundsätze noch zu wenig, zu zweideutig. Ich bin bei weitem noch nicht das, was ich in meinen Umständen und mit meinen Kräften doch wirklich sein könnte." (II. S. 186). Auch er bezichtigt sich der „Eigenliebe" (S. 195), aber auch er betont demgegenüber sein „gutes empfindsames Herz". (S. 202).

Nun besteht auch hier schon die Möglichkeit, daß unmittelbare Beeinflussung durch Lavater vorliegt, umsomehr wir durch Matthison wissen, wie sehr gerade sein Tagebuch auf die Selbstbetrachtung der jungen Generation jener Zeit wirkte. Aber diese Art des Selbstempfindens beherrscht doch zu breit die ganze Zeit, als daß wir sie bei Schiller nur auf den Einfluß eines einzigen Mannes zurückführen dürfen.

„Hochmut" [33]), „Unreinigkeit in seinen Gedanken", „Müßiggang, Üppigkeit" (S. 166), „Eitelkeit und Eigenliebe" (S. 173) nennt auch Haller unter seinen Lastern; und Moser [34]) spricht von sei-

ist also notwendige Voraussetzung meines Glückes. Vgl. auch Schiller I. S. 14 (1774).

[31]) „Denn, wann der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen." (I. S. 25).

[32]) „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst." 2 Bde. 1773.

[33]) Albr. v. Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst. 1787.

[34]) Lebensbeschreibung J. Mosers, von ihm selbst beschrieben. 1777. 3. Teil. S. 12.

nem „Hochmut“ wie Anton Reiser von seinem „Hang zur Eitelkeit“ [35]). Schillers teilweise Entschuldigung der eigenen Schwächen aus den körperlichen Anlagen finden wir schon bei Adam Bernd [36]); aber auch Garves Briefe an Zollikofer betonen die Abhängigkeit des Geistes vom Körper, wie auch er sich dauernd der Eitelkeit beschuldigt: „Glauben Sie mir, es geht uns allen so, daß wir uns mehr leidend als tätig bei unserem Denken verhalten. Es ist viel Maschinerie, viel Spiel der Fibern bei unserem Denken.“ (Am 9. 12. 1772 a. a. O. S. 43). „Ich weiß, daß körperliche Umstände mich auch weit von dem Ziele zurückgesetzt haben, nach dem ich strebte.“ (Am 7. 1. 1774 ebda. S. 139) [37]).

Daß die Selbstbeobachtung des frühen Schiller wesentlich durch sein religiöses Gewissen und Verantwortungsbewußtsein bestimmt erscheint, entspricht im übrigen genau dem religiösen Pathos und Enthusiasmus, den diese frühen Briefe atmen.

2. Unter dem Einfluß gelebter Vorbilder: — Allmählich aber ändert sich das. Die stark negative und einseitige Selbsterkenntnis wird freier und vielseitiger in ihren Zügen. An die Stelle der Übung tritt eigene Wahl und eigene Empfindung. Schon in seinem Brief an Scharffenstein läßt der Hinweis auf Klopstock erkennen, wie an die Stelle des allgemein Herkömmlichen konkrete Vorbilder treten. Auch ein anderes Wichtiges wird hier deutlich, nämlich die Art und Stärke, mit der diese Vorbilder ihn beseelen: „Freilich — schreibt er — hab ich Klopstock viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem nahen Gefühl, Eigentum worden, was wahr ist, was mich trösten kann im Tode.“ (1778. J. 2. S. 6). Er schmilzt sich also in stärkstem Nacherleben diese Vorbilder um, oder aber er setzt ihre Welt mit seiner Welt gleich, was umso leichter ist, als er seinen ureigensten Zug, den Elan seines Herzens, überall hineinzudeuten vermag.

Geht nun Klopstock eine eigentliche Selbstbetrachtung ab, so konnte der junge Schiller sie bei einem Manne finden, der diese junge Generation — so wenig sie auch in Wirklichkeit von ihm kannte — stürmisch begeisterte und der wie kein anderer gerade auch allem Schicksal zum Trotz sich immer wieder auf sein aufrichtiges und reines Herz berief: J. J. Rousseau. Schillers gesunde Witterung zudem mußte sich weit offener dem gesunden bergaufwärts wandernden Menschen darbieten als den sich im Kreise drehenden, die nicht die Kraft besaßen, auf Grund ihrer Innenkenntnis den steilen Weg zur Vollendung mutig zu beschreiten.

---

[35]) K. Ph. Moritz: „Anton Reiser“. 1785/90.

[36]) Die deutsche Literatur, Reihe dt. Selbstzeugnisse. Bd. 7. 1933. S. 138.

[37]) In seiner Abhandlung von 1780 „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit der geistigen“ erörtert Schiller die Beziehungen zwischen Körper und Geist eingehender, auch hier in nachgewiesener Anlehnung an Garve. Vgl. u. a. § 13, 14 und 19 (I. S. 137 ff.).

Obwohl es sich gezeigt hat, daß der junge Dichter Rousseau garnicht einmal in irgendwelchem seiner Werke gekannt hat, genügt ihm das, was er von ihm hört und in zwei Aufsätzen [38]) über ihn nachweislich liest, vollkommen, sein eigenes Leben in b e w u ß t e r Parallelität zu Rousseau zu deuten [39]).

In wundervoller Übereinstimmung muß der junge Schiller sich hier plötzlich wiedergefunden haben in allen seinen Anlagen, in seinen Zielen und seinen Fesseln [40]), zeigen doch auch die Selbstbetrachtungen v o r einer Kenntnisnahme von verwandten Zügen bei Rousseau teilweise die gleichen Ergebnisse. Denn, wenn Schiller 1778 an Scharffenstein schreibt, er habe nicht böse an ihm gehandelt, sein Herz sei „rein, ohne Falsch und Trug" (J. 2), so konnte er 1779 bei Sturz lesen: „Er kann fehlen und irren, aber sein Herz ist rein wie die Unschuld" (I. S. 131); und hatte er im gleichen Brief die Heiligkeit und die Größe der wahren Freundschaft verteidigt und in ihr den „Vorschmack der seligen Zeit" gesehen, so stand dort: „Nichts war ihm heiliger als die Freundschaft." (I. S. 131). — Sagt J. J. Jacobi (1778 a. a. O. IV. Bd. S. 185) in einer Anmerkung, schon ein Weiser des Altertums habe behauptet, daß „alle vortrefflichen Männer, vortrefflich in der Philosophie oder Politik oder Dichtkunst oder in anderen Künsten melancholisch zu sein scheinen [41])", so bezeichnet Schiller in den Berichten über den Eleven Grammont die Hypochondrie — und er denkt dabei an sich! — als „die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten." (1780. J. 6.).

Sturz gibt in seinem Aufsatz als treffendste Selbstschilderung Rousseaus einen Brief an den Herrn von Lamoignon wieder, wo der Genfer von seiner „entzündeten Einbildungskraft" (S. 135), von seinem „Zug nach großen Gegenständen" (S. 135) und seiner „unbezwinglichen Neigung zur Freiheit" (S. 135/36) erzählt. „Ich habe darum nur schwache Schritte gewagt, um irgendein Glück in der Welt zu machen, und der Versuch mußte mißlingen, weil ich mich links dabei benahm; so ward ich nach und nach der Gesellschaft überdrüssig. Ich versammelte einen Kreis schimärischer Wesen um mich her; ich schuf mir eine idealische Welt, die nichts mit der wirklichen gemein hatte. Ich erheiterte dadurch meine Einsamkeit." (S. 136). Wie stark diese Selbstcharakteristik Schiller beeinflußt hat, beweist die Tatsache, daß er noch nach 5 Jahren in der Einleitung zur „Rheinischen Thalia" (III. S. 528 ff.) sich im Ton und fast mit den Worten Rousseaus vorstellt: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich an meinem Geburtsort zum Dichter ver-

[38]) J. J. Jacobi: „Über J. J. Rousseau" im deutschen Merkur. 1778. Bd. III. S. 201 ff. — Und Helfrich Peter Sturz: „Denkwürdigkeiten von Joh. Jak. Rousseau", in Sturz' Schriften. 1. Sammlg. 1779. S. 129 ff.

[39]) Vgl. auch W. Iffert. 1926. S. 103/4.

[40]) Daß er ihn dabei nur andeutungsweise kennt, bewirkt, daß seine Phantasie ihn nach ihrem eigenen Bilde zeichnet.

[41]) Im übrigen schreibt schon am 16. 2. 1773 Garve an Zollikofer (vgl. Briefw. S. 122): „Ich glaube wirklich, . . . daß alle denkenden Menschen mit schwachen Körpern Hypochondristen sind."

urteilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen war, und widersprach dem Plan seines Stifters. 8 Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus", und so blieb er „unbekannt mit der wirklichen". (S. 528). Auch Rousseau verlor sein „Vaterland", die „Achtung besserer Menschen" und das „Zutrauen zu sich selbst" (Jacobi. S. 203), aber auch er wie Schiller „bedurfte nur der Stimme eines Freundes", um der Menschheit wiedergewonnen zu werden. Und fühlt jener sich verpflichtet, „den Menschen in dem Menschen aufzusuchen" (Sturz. S. 139), so sagt der junge Schiller von sich, er fühle sich „aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und ... die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten." (III. S. 330).

Auch Rousseau kann es nicht lernen, „den Gedanken der Abhängigkeit zu ertragen" (Sturz. S. 139); auch er reißt sich von „Verbindungen, von allen Fesseln der Gesellschaft los". (S. 139). Im „Zwang und Geräusche der großen Welt" befällt ihn „Bitterkeit", in der Einsamkeit aber fühlt er sich heiter und erhebt sich „bis zum höchsten Wesen". (S. 137) — Und Schiller schreibt noch 1788: „Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat." „Einsamkeit und Abgeschiedenheit von den Menschen" sei noch die einzige Luft, in der er gedeihe. (20. 8. 88. J. 303). Deshalb habe er im Verkehr mit den Menschen „einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit aufkommen lassen." (9. 3. 89. J. 363). Es ist freilich nicht auszumachen — schon wegen der verwandten Lebensgeschichte nicht —, ob hier noch, 9 und 10 Jahre nach der Lektüre, ein Nachhall dieser Rousseau-Charakteristik zu verspüren ist, oder — was wahrscheinlicher ist — eigene Erfahrung hier allein bestimmt; immerhin können wir noch am Ende von Schillers Jugendentwicklung einen deutlichen Gleichklang in beider Selbstschau feststellen. Und diese Feststellung läßt sich noch durch eine weitere Stelle bekräftigen, wenn wir nämlich Rousseaus Ausspruch: „Nichts gedeiht, als was auf unserem Grunde vorsproßt; alles Fremde kommt nur ärmlich fort" (Sturz. I, S. 131) — mit dem Schillerschen Glauben an seine Uranlage vergleichen: „Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten." (2. 2. 89. J. 368).

Bei anderen Vorbildern ist es nicht in gleichem Maße einsichtig, ob sie dem jungen Schiller bewußt wurden. Auch liegen dort die Parallelen vielfach weit mehr im Bereich allgemeiner Charakter- und Zeitzüge, wenn auch anderer als sie die Jugendwelt des frühen Schiller aufwies. Trotzdem wissen wir, wie der junge Dichter z. B. sich ganz besonders in Leisewitz's Julius gedeutet findet. Mit ihm spricht er in selbstbewußtem Trotze gegen alle Widerstände: „In

meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte." (3. 7. 85. J. 133; Julius von Tarent. II. A. 2. S.). Und sein Don Carlos — gesteht er an Reinwald — habe von Leisewitz's Julius „Blut und Nerven" (14. 4. 83. J. 65) — nichts weniger! Daß Leisewitz im Vergleich zu Lessing „Freund" seiner Helden ist, nicht ihr „Maler", läßt ihn hierin seine große Verwandtschaft mit ihm empfinden.

Doch möge einstweilen die Frage der Selbstgestaltung, bei der auch andere noch, wie Klinger, wirksamen Einfluß auf Schiller gewinnen, zurücktreten. Denn auch seine Selbstbetrachtungen weisen teilweisen Gleichklang mit der des jungen Schiller auf, wenn auch auf den pessimistischen Zug vereinseitigt [42]). Besonders beherrscht die Hypochondrie seine Aufzeichnungen über sich selbst und das kleinlichste Nachsinnen über Krankheit und Geldnot (S. 8. 15. 143) wie in Schillers schwärzesten Lebensjahren, allerdings ohne dessen zähen Siegwillen allem zum Trotz.

Auch mit Schubart [43]) teilt Schiller diesen hypochondrischen Zug, der bisweilen sich bis zum Ekel vor sich selbst steigert. Sagt Schubart: „Aber der Ton meines Briefes wird zu hypochondrisch, wenn ich von mir spreche" (6. 7. 69. S. 208), so heißt es bei Schiller: „Aber ich verfalle in Melancholie und fürchte, Sie anzustecken." (27. 3. 83. J. 62). Schubart bekennt in bitterer Selbstanklage und Verzweiflung: „Mein Zustand ist immer ebenderselbe — mühselig, voll Arbeit, voll Gram, voll Mangel, Streit und Elend! Denke ich nach, so möchte ich verzweifeln; denke ich nichts, so biete ich mit viehischer Dummheit dem Schicksal meine Stirne hin und lasse mich schlagen. — Ich zweibeiniges, unglückliches, elendes Vieh!" (1769. S. 159). Und bei Schiller klingt es nicht viel anders: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens ... Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist." (7. 1. 80. J. 240) — „Was ist jetzt mein Zustand, oder was war er ...? Eine fatale, fortgesetzte Kette von Spannung und Ermattung, Opiumschlummer und Champagnerrausch." (20. 1. 88. J. 242).

Beide Schwaben besitzen in hohem Maße diese seelische Labilität, an der der eine zugrunde geht, die der andere, der größere kraftvoll beherrschen lernt.

Sehr viele parallele Züge verweisen auch auf die Selbstbetrachtung Garves in seinen Briefen an Zollikofer, sowohl was die Breite der Selbstreflexion als auch ihre inhaltlichen Feststellungen und Ergebnisse anlangt. Ähnliche Lebensumstände, ähnliche Veranlagung und ungefähre altersmäßige Gleichheit im Zeitpunkt der Niederschrift schaffen hier eine Verwandtschaft, die teilweise erstaunlich ist. Da dieser Briefwechsel erst 1804 erscheint, kann von einer direkten Beeinflussung nicht die Rede sein. Deshalb sind

---

[42]) Vgl. J. A. Leisewitzens Tagebücher. Hrsg. v. H. Mack u. J. Lochner. 1916.

[43]) Christ. Friedr. Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen. Hrsg. von David Friedr. Strauß. 2 Bde. 1849.

diese Übereinstimmungen aber auch umso bemerkenswerter, zeigt sich doch gerade darin, wie sehr auch in der Selbstschau des jungen Schiller die Verwurzelung in die Zeit Tatsache ist [44]).

Fanden wir bei Garve schon das Geständnis der Eitelkeit, so teilt er auch mit Schiller den teilweise hypochondrischen Zug, denn auch sein Geist liegt mit seinem Körper in Fehde. Doch auch Garve ringt sich aus allem Leid und aller Verzagtheit durch zur mutigen Selbstbehauptung, ein Vorbild für den nachfolgenden Schiller.

In tiefstem Elend und größter Niedergeschlagenheit sind beide sich doch im Grunde bewußt, daß das zwar ihr Glück und ihr Wohlbefinden trifft, niemals aber ihre innerste Substanz erschüttern oder gar vernichten kann. Trotz aller Umstände ist Garves „Herz noch immer dasselbe", „wenn es gleich weniger sagt" (24. 10. 72. S. 14); und in diesem heiligen Gefühl schreibt er an anderer Stelle: „Aber verlassen Sie sich darauf, ich bin noch der alte, noch ist nichts, was zu mir gehörte, verloren." (7. 4. 73. S. 85). Man vergleiche dazu Schiller an seine Schwester: „Denn so sehr auch Schicksale den Charakter verändern können, so bin doch i c h mir immerdar gleich geblieben" (1. 1. 84. J. 93); und: „Ich zähle auf einen Charakterzug, den ich aus der großen Verwüstung meines Lebens noch gerettet habe, auf meine Bonhommie, auf die Weichheit meines Herzens." (20. 1. 88. J. 242). Dazu: „Ich kann das nie werden, was Sie besorgen, aber Umstände und Schicksale können zuweilen die Außenseite unkenntlich machen." (8. 10. 84. J. 113).

Auch Garve sieht seine „Projekte" „scheitern" (S. 25), sieht sein „wankendes Urteil" über sich selbst. (S. 27). Und wenn Schiller am 24. 4. 86. (J. 167) feststellt: es falle ihm schwer, „einen Entschluß für das Leben zu fassen", „wenn der Zufall es nicht getan" habe — so finden wir bei Garve: „Denn ich bin gewaltig unschlüssig und muß von andern bestimmt werden." (17. 3. 73. S. 64). Aber Garve läßt sich ebenso wenig wie später Schiller von seinem Schicksal erdrücken: „Meine unaufhörliche Schwäche, so sehr sie meinen Geist niederschlägt, zeigt mir doch auch zugleich seine innere Kraft und Beständigkeit." (1773. S. 84/5) — Und Schiller schreibt: „Ich fühle meine Gesundheit angegriffen, und mein zerrütteter Kopf schreibt meinem guten Willen eine sehr enge Grenze vor. Aber hier prüfe ich zugleich die gründliche Stärke meines neuen Glau-

---

[44]) Immerhin werden wir beachten müssen, daß Schiller auch über seine Jugend hinaus eine besondere Anhänglichkeit an Garve besitzt; daß dieser nach K. von Wolzogen sein „damaliger Liebling unter den Philosophen" ist; daß Garves Übertragung des Schotten Ferguson das einzige größere philosophische Werk ist, dessen Lektüre sich für den jungen Schiller sicher nachweisen läßt; daß Schiller seine Anmerkungen zu diesem Werk „beinahe auswendig" kennt und auch aus anderen Abhandlungen dieses Philosophen zitiert. Noch 1786 verlangt Schiller von Göschen „vor allem" „Garves Preisschrift über die Neigungen" (J. 153) und 1791 seine vermischten Schriften. Die Achtung für diesen Mann geht auch noch daraus deutlich hervor, daß er ihn zur Mitarbeit an den Horen einlädt. Vgl. D. Jacoby: Schiller und Garve. Archiv f. dt. Litgesch. Bd. 7. 1878. S. 95/145; und dgl. W. Iffert. S. 49/50.

bens, denn selbst in dieser hypochondrischen Verfinsterung verläßt mich mein Mut nicht." (14. 9. 87. J. 218).

Sieht Garve in „Stille und Einsamkeit" und in einem Freund im Nebenzimmer, den er rufen darf, wenn er eines Zuspruchs bedürfe, und wegschicken darf, wenn ihn das Reden oder Zuhören ermüdet, die „einzige Verfassung", worin er sich noch erträglich befindet (o. D. 1773. S. 109) [45] — so drückt sich Schiller ähnlich aus: „Wenn ich glücklich sein soll, so muß ein geschlossener Zirkel um mich herum sein, der ohne mein Zutun da ist, und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde." (5. 2. 89. J. 371). „Einsamkeit, Abgeschiedenheit von Menschen, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe." (20. 8. 88. J. 303). Erhofft der Philosoph von der Zukunft die Verfestigung seines Glückes — „Ich lebe in der Zukunft und sehe mich dort glücklich" (1773. S. 109/10) — der junge Dichter tut es auch: „Ich lebe nur zuweilen glücklich in der Zukunft". (2. 1. 89. J. 358). Garve findet sich selbst und eine ausgeglichene Zuversicht fast mit den gleichen Worten wie Schiller (in seinem Brief vom 7. 1. 84. S. 134f.): „Ich weiß, daß körperliche Umstände mich auch weit von dem Ziele zurückgesetzt haben, nach dem ich strebte ..." (S. 135). „Wir sind und werden hier beide das nicht, was wir nach unserer ersten Anlage hätten sein und werden können; aber die süße Hoffnung wollen wir nie fahren lassen, daß uns ein besserer höherer Zustand bevorsteht, wo wir das wirklich sein und tun werden, was wir hier zu sein und zu tun vergeblich gewünscht haben" (28. 5. 74. S. 152); — und Schiller schreibt: „Es tut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren schöne Seele sich unter einem lieblicheren Klima noch viel reicher und schöner entfaltet haben würde, ein so schlechtes Los gefallen ist." (30. 3. 89. J. 390). „Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen." (15. 4. 88. J. 259).

Und eine letzte Parallele! Nennt Garve sich „einen Menschen, der das sich (so!) selbst bewegende innere Prinzipium stärker fühlt als vielleicht andere Menschen" (9. 3. 74. S. 144), — so steht dem gegenüber Schillers selbstbewußte Feststellung an Huber: „Ich kenne mich besser als vielleicht tausend anderer Mütter Söhne sich kennen." (25. 3. 85. J. 129).

Auch zu Goethes Selbstdeutung — im Werther — lassen sich verschiedene Gleichklänge finden: Für Werther ist wie oft für Schiller die „Einsamkeit" „köstlicher Balsam". (4. 5. 71). Auch er beruft sich immer wieder auf sein Herz. Er spricht vom „vollen warmen Gefühl meines Herzens", von „meinem warmen Herzen". (18. 8. 71). Auch er hält sich auf sein Herz mehr zugute als auf alles andere — wie Schiller 1778 in seinen Briefen an die Freunde und oftmals später. „Auch schätzt er — schreibt Werther am 19. 5.

[45] Vgl. dazu auch noch aus einem Briefe vom 30. 7. 74. (S. 169): „Nur vollkommene Einsamkeit und Stille kann noch die aufgebrachten Fibern wieder in Ruhe bringen."

72. — meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen — mein Herz hab' ich allein." Diesen Enthusiasmus des Herzens teilt der junge Schiller in großem Maße mit Werther. Aber auch, wenn jener sagt: „Es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege" (15. 11. 72), können wir Schillers Beteuerung an den Hauptmann von Hoven danebenstellen: Es sind keine „auswendig gelernten Gemeinsprüche, die ich Ihnen vorlege, es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens." (15. 6. 80. J. 4). Der Schillerschen Einkehr in sein „Stilles-Selbst" entspricht Werthers Ausspruch: „Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt" (22. 5. 71); und seine Erkenntnis, man müsse in sich selbst die Quelle für Schwermut und Fröhlichkeit suchen (14. 10. 87. J. 225), lautet wie die Werthers: „Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quellen aller Seligkeit." (3. 11. 72).

Im übrigen beschränken sich die Parallelen zum jungen Goethe auf eine dichterische Selbstdeutung. Goethes Briefwechsel aber bietet kaum Vergleichspunkte, da er auch in seiner Jugend nach außen, seinen Mitmenschen gegenüber selten sein Selbstbewußtsein verliert. Während beim jungen Schiller der Schwerpunkt seiner Selbstbeurteilung auf einer ausgeprägten Selbstkritik ruht, hat Goethe die Gabe, alles, was ihn selbst bedrängt, an ein Objekt seines dichterischen Schaffens abzugeben [46]). Er begegnet eben von Anfang an der Zeit als Sieger und als ihr geborener Führer, während der junge Schiller diesen Weg erst nach bitteren und lähmenden Peripetien erkämpfen muß. Zum Schlusse nähert sich dann beider Selbstbetrachtung einander in der klaren Abschätzung der eigenen Grenzen und damit ihrer persönlichen Wirksamkeit [47]). Wobei auch dann noch Goethe die größere Selbstsicherheit besitzt.

3. Auf dem Wege zur endgültigen Freiheit: — So ist für die Zeit in Schillers Jugendentwicklung von etwa 1779 bis etwa 1787 und darüber hinaus festzustellen, daß offenbar starke Parallelen zu Selbstbetrachtungen anderer Zeitgenossen vorliegen. — Hinsichtlich der gedanklichen Übereinstimmungen mit Rousseau glaubten wir sogar betonen zu dürfen, daß Schiller sich dieser Verwandtschaft bewußt ist. Desgleichen ist es immerhin möglich, daß er sich auch an den Verfasser des Werther mit Wissen anlehnt. Garves Briefwechsel hingegen konnte Schiller trotz breitester

[46]) Klar spricht das ein Brief an Salzmann aus: „In sich selbst gekehrt, ists wahr, fühlt sich meine Seele Essorts, die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber ebendas wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Objekt würfe und das zu packen und zu tragen suchte, soviel mir möglich, und was nicht ist, schlepp ich." (28. 11. 71). Max Morris: Der junge Goethe. Neue Ausgabe in 6 Bdn. 1909. II/118.

[47]) Vgl. Goethes Tagebücher, Weimarer Ausgabe. 1887. I. S. 61 (1778) und 112 f. (1780).

Übereinstimmung nicht bekannt sein. — Wie dem aber auch sei, es berührt unter unserem Blickpunkt keinen wichtigen Verhalt, ob es sich in diesen Fällen des Gleichklangs um kausale oder scheinbar zufällige Zusammenhänge handelt [48]). Hier kommt es wesentlicher darauf an, zu zeigen, wie diese Selbstbetrachtung in ihren Einzelzügen doch in stärkstem Maße im Zeitgeist verankert ist. Und das glaube ich nun zur Genüge dargetan zu haben.

Auch hierin ist Schiller erst Kind, dann Überwinder seiner Zeit. Wer zu neuen Küsten segelt, der muß die gewohnten Meere erst befahren und hinter sich gelassen haben. Eine völlige Loslösung würde Entwurzelung bedeuten. Die Entfernung aber von Erfülltem, von Vollendetem und die Eroberung von Neuem und Zukünftigem aus der Kraft und der Seele des Alten bedeutet Führertum. Auch Schiller löst sich von diesen Vorbildern und erringt — gerade in strenger Selbstbetrachtung und Selbstkritik — sich selber. Er findet den Anschluß an seine Uranlage, sein Urerbe aus Geist und Blut — und bereitet sich so für seine Sendung an die Mitwelt; die Vorbilder aber fallen. Denn so urteilt er über Moritz, der von Goethe ganz durchdrungen ist: „Ich fürchte nur, er wählt sich Muster, nach denen er sich bildet, und so vortrefflich auch seine Wahl sein wird, so ist doch Nachahmung ein niederer Grad von Vollkommenheit." (10. 12. 1788. J. 350). Schiller hat erkannt: Der große Mensch, der Führer muß ganz er selbst sein, um seine Sendung erfüllen zu können.

So ist die Entwicklung der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller ein getreues Abbild seiner menschlich-dichterischen Entwicklung. Aus dem überkommenen Selbstbetrachtungsschema (der frühen Jugendsünden) über das Nachempfinden und Nacherleben von Vorbildern —wobei ihm die Vorbilder im Grunde weit mehr Bestätigung seiner selbst sind als Ideale, nach denen er sich hinentwickeln möchte — führt der Weg zu ihm selbst. Gleichzeitig verbindet sich damit die Hinwendung vom stärkeren Selbstbekenntnis zur breiteren Selbstbetrachtung, vom Zergliedern seiner Zustände zum Erfahren seiner Veranlagungswelt — dies besonders und in größerem Maße in der Auseinandersetzung um seinen Beruf und im Vergleich mit den führenden Männern seiner Zeit. Wir können also für seine Entwicklung zur Reife von einem wachsenden Blick für die statischen Züge seiner Veranlagung reden.

Freilich dürfen wir nicht verkennen, daß auch schon von Anfang an — im Vergleich zu seinen Zeitgenossen — Schillers Selbstbetrachtung weit mehr feste Züge an sich kennt, als sonst üblich. Im übrigen unterscheidet sich auch dann noch seine Selbstschau durch ihren weit größeren Ernst, ihre Wahrhaftigkeit und ihr Verantwortungsbewußtsein. Die Grundstimmung, von der sie getragen wird, ist weder eitle Selbstbespiegelung, noch ängstliche Selbsterforschung, sondern notvolles Suchen und ehrliches Ringen. Er

[48]) Das kann schließlich immer nur der einzelne bei sich entscheiden.

muß eben — wie er selbst weiß — alles aus sich selbst schaffen und deshalb weit mehr mit sich umgehen und aus sich herausholen als Goethe, dem ein großer Reichtum an Weltkenntnis durch den ganz anderen Lebensgang zur Verfügung steht.

Wenn auch manchmal Resignation und Kampfmüdigkeit laut werden, wenn ihn die „schwarze Hypochondrie" packt und er die Spannungen seines Ringens für Augenblicke unerträglich findet, so ist dann doch wieder echt Schiller das unerbittliche Trotzallem, die Verbissenheit des Siegwillens, die er dem entgegensetzt und die ihn über seine Mitwelt erhebt. Dann spricht er jene eisernen Sätze: „Nein, nein, ein Mann muß nicht straucheln. — Sei wie du willst namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu". (Räuber. I. S. 163). „Und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mir der ungeheuersten Hindernis, und ich weiß, ich überwinde sie." (30. 5. 83. J. 75) — „Ich sage mit Julius von Tarent: In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte." (3. 7. 85. J. 133) — Dann macht er sein „herkulisches Gelübde" zu neuem überwindendem Einsatz. (ebda.)

Betrachten wir nunmehr Zweck und Absicht der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller, so ist dreierlei festzustellen: 1) Schillers Selbstschau ist theologiefrei, d. h. — wenn wir von der Zeit bis etwa 1779 absehen — sie entbehrt der bisher zeitüblich gewesenen Selbstbeobachtung in Richtung auf eine konsequente christliche Lebensführung und die Anwartschaft auf das Jenseits. 2) Sie ist aber auch psychologiefrei. Nicht Selbsterkenntnis als Selbstzweck, nicht bloßes Interesse an allgemein menschlichen Zügen seines geist-seelischen Wesens führt ihn zu sich selbst. Er zergliedert sich auch nicht aus Neugierde am Teil. 3) Es geht ihm vielmehr um die Ganzheit des eigenen Seins. Es gilt, durch wahre Selbsterkenntnis, durch Erkenntnis der eigenen Anlagen wie der Schwächen die möglichst größte und aufgegebene menschliche Wirksamkeit, den Einsatz des ganzen Menschen mit allen seinen Fähigkeiten zu erreichen; Selbstvollendung im Endlichen, im Dienste einer Sendung an Welt und Menschheit. —

Wir haben in dieser Arbeit eine direkte Selbstbetrachtung des jungen Schiller von der indirekten Selbstbetrachtung, Selbstdeutung, Selbstgestaltung in seiner Dichtung unterschieden. Auch hier, wo es gilt, die Schillersche Selbstschau mit der der Zeitgenossen zu vergleichen und gegen sie abzuheben, müssen wir diese beiden Möglichkeiten der Selbstdeutung trennen.

Auch die Selbstgestaltung des jungen Schiller trägt nicht sofort den Stempel des Unbedingt-Eigenen. Denn abgesehen davon, daß diese Ichdeutungen in Karl Moor, in Fiesko, in Don Carlos Selbstüberhöhungen im Sinne des Zeitgefühls sind, das die Verkörperung solcher Menschen als Lebensideal empfindet, so lehnen sie sich auch darüber hinaus teilweise an schon vorhandene Prägungen dieses Selbstideals an. Aber trotzdem ist diese Art

Selbstgestaltung subjektivste Ichdeutung aus dem Zentrum seines Herzens. Denn Schiller ist nirgendwo beim Bildungserlebnis stehen geblieben. Hier, wo es ihn und seine Selbstverwirklichung angeht, schmilzt er mit aller Glut und Wärme seines Innern das Fremde in sein eigenes Bild um. Und er sagt es ja selbst schon 1778: „Freilich hab ich Klopstock viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem nahen Gefühl, Eigentum worden." (J. 2. S. 6.). Und wie sehr er so seine Helden und darin sich selbst erlebt, beweist der bekannte Brief an Reinwald (vom 14. 4. 83. J. 65), wo er bezüglich der Dichtung von dem „ewigen innern Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hineinzuschlingen" spricht und dann weiter erklärt: „Das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist ebendas. In beiden Fällen führen wir u n s durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen u n s auf anderen Flächen, wir sehen u n s unter anderen Farben, wir leiden für u n s unter anderen Leibern."

So wird aus dem Fremden immer wieder Schiller selbst, so ist zwar darin die Abhängigkeit von der ganzen geistigen Luft der Zeit gegeben, nicht aber so sehr die Abhängigkeit von Vorbildern, da bei ihm immer Nachs c h ö p f u n g wird, was bei anderen Nach- a h m u n g ist. So geht die Entwicklung hier mehr von dem schöpferischen Nachgestalten zum Freigestalten aus eigener Kraft. Sie liegt für uns zwischen den Räubern — von einigen Gedichten vorher abgesehen — und den Künstlern und reicht von der titanisch-heroischen Selbstüberhöhung bis zur realen Bewährung im gegebenen irdischen Raum im Bereich seiner Sendung.

Der titanische Mensch, der erhabene Verbrecher, der große Held der Tat und des Gefühls, Karl Moor also und auch Fiesko, ist am stärksten Zeitideal. Hier sind Züge Ugolinos und seiner tapferen Söhne, hier ist Geist der Zwillinge, Geist vor allem des Simsone Grisaldo, des großen Tatmenschen mit dem unbedingt edlen und hilfreichen Herzen, hier pulst das Blut des Julius von Tarent. Die Frühdramen Schillers wurzeln gerade nach der Seite des Selbstideals in der Dramatik des Sturm und Dranges. Dieser Simsone (!) Grisaldo z. B., die Idealgestalt des Stürmer und Drängers, besitzt die Stärke, Kraft, Liebe, selbstlose Treue, den Edelmut, das Heldentum, die Einfachheit und die Selbstzucht, kurz die Tugenden, über die auch Karl Moor in so reichem Maße verfügt. Und wie hier in höchster Einpoligkeit das Geschehen sich nur auf den einen großen Helden ausrichtet, und alles den großen General spiegelt und kontrastiert — die Freunde und die Gegenspieler — so ist das nichts anderes als in den Räubern und in schwächerem Maße im Fiesko die strenge Ausrichtung auf Karl Moor und den Grafen von Lavagna. Und wenn Grisaldo (V/1) in großartiger Selbstüberhöhung von sich sagt: „Ich habe geschlafen wie der Löwe, und die Tiere spotteten seiner und tanzten auf seinem Rükken. Nun will ich mich aufmachen wie der Löwe, mich schüttlen und brüllen, daß sie sich wieder in ihren Höhlen verstecken, und

weh dem, der sich nicht zurückzieht“ [49]) — so zeigt Fiesko (II. A. 18. Sz.) den Genuesern sein wahres Gesicht fast mit den gleichen Worten: „Dachtet Ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte? Waret Ihr eitel genug, Euch zu überreden, daß Ihr die einzigen wäret, die Genuas Ketten fühlten? ... Eh Ihr sie nur fern rasseln hörtet, hatte sie schon Fiesko zerbrochen.“ (III. S. 77).

Finden sich auch bisweilen in Schillers Jugenddramen solche Stellen, die auf einer Rückerinnerung an bestimmte Bilder und Wendungen von Vorlagen zu beruhen scheinen, so kommt es uns doch mehr darauf an, den Gleichklang im „Ton“ festzustellen, die Verwandtschaft des einen und des anderen Selbstideals aufzuzeigen [50]).

Klinger schreitet schon irgendwie über seine Zeit, den Sturm und Drang hinaus, wenn er gerade die Selbstzucht seines Helden herausarbeitet und ihn deshalb auch rein altersmäßig über seine Jugend hinaus sein läßt. Auch Schiller setzt am Ende der Räuber seinem Ideal eine Grenze und läßt es sich selbst überwinden. Aber — und darin kündet sich der größere Dichter und Mensch bereits an — dieser Selbstbesieger Karl Moor handelt aus der tieferen sittlichen Einsicht und aus dem größeren Wissen [51]).

Karl Moor und Fiesko verkörpern neben ihrer heldischen Übergröße den Menschen des tiefen Gefühls, der in Klingers „Zwillingen“ und im „Grisaldo“ im Gegensatz zu Leisewitz' „Julius von Tarent“ zu kurz kommt. Umso mehr muß Schiller dort sein menschlich-dichterisches Empfinden ausgesprochen sehen, wo beide Komponenten in gleicher Weise gestaltet erscheinen. Deshalb hat Schiller sich auf den „Julius von Tarent“ besonders oft berufen, und auch die Gestalten eines Ferdinand von Walter und Don Carlos, von dem es ja Schiller an Reinwald deutlich behauptet, sind von hier aus beeinflußt. Bei Leisewitz findet Schiller neben dem titanenhaften Trotz und Tatendrang des Guido auch den schwärmerisch-sentimentalen Weltschmerz, dieses fast krankhafte In-sich-selbst-Zurückziehen des Julius. War Klingers Analogon zu Julius, Ferdinando, noch „ein eitles, schwaches, elendes puppisches Männchen, der von Empfindsamkeit viel schwätzt“ und „nichts als ein bißchen Mädchenseele hat“ [52]), so ist Leisewitz' Held ein Mensch von der gleichen Leidenschaftlichkeit wie sein Bruder. Daher

---

[49]) Sturm und Drang. Dichtungen aus der Geniezeit. Hrsg. v. Karl Freye (Bong. 1911. Bd. 2. S. 186).

[50]) Alle Versuche, die mehr wollen, sind von Anfang an sehr problematisch.

[51]) Daß Schiller Klinger viel verdankt, geht aus einem Brief an W. v. Wolzogen, der sich gerade in Petersburg aufhält, hervor, wo er schreibt: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich.“ (4. 9. 1803. J. Bd. 7. S. 70) — Vgl. auch A. Keller: „Die literarischen Beziehungen zwischen den Erstlingsdramen Klingers und Schillers.“ Diss. Bern 1914, wo besonders auf die Verwandtschaft zwischen Klingers „Otto“ und den Räubern hingewiesen wird.

[52]) Vgl. Karl Freye. a. a. O. Bd. 2. S. 96.

konnte sich der junge Schiller in ihm weit eher wiederfinden, da die Gefühlsseite des Julius nicht wie dort von Anfang an als Schwäche erscheint. Trotzdem begnügt er sich nicht damit. Sein Selbstideal glaubt er vielmehr erst dann vollkommen, wenn sich beide Brüder, beide Charaktere, der geniale, titanenhafte, heldische Draufgänger und der tiefere, philosophischere Gefühls- und Herzensmensch zu einer Gestalt verschmelzen. Das ist Karl Moor, die Vereinigung von Guido und Julius [53]), eine Doppelnatur, wie sie das Drama der Zeit nicht kannte — eine Götz-Werther-Natur.

Daß der junge Schiller sich so oft auf Leisewitz und nicht auf Klinger beruft, beweist, wie sehr ihm gerade der Hang zur Idylle, zur Elegie und zum Weltschmerz über das Feuer und den Enthusiasmus hinaus liegt. Hieran zeigt sich die zentrale Stellung, die bei ihm immer wieder das Herz einnimmt, aus dem beides, Freude und Zuversicht, Schmerz und Verzagen fließt, und wie sehr er beides braucht, die Skala der optimistischen und die Skala der pessimistischen Gefühle, um sich ganz zu erleben. Und dieser Zustand muß so lange dauern, bis das Pathos des Herzens geläutert wird in der Erkenntnis, daß der K o p f das Herz bilden muß (1786 IV. S. 31), daß der Verstand den Gefühlselan in Zucht nehmen muß.

Schon in Kabale und Liebe war durch die teilweise Aufgabe der heldischen Selbstüberhöhung eine Abrückung — nach dieser Seite wenigstens — vom Welt- und Selbstgefühl der Geniedramatik erfolgt zugunsten eines Primats der Innerlichkeit, der Liebe und der Idylle — wenn auch aus der Idylle dann notwendig die Tragödie werden muß, wie Schiller selbst sich immer nach ihr sehnt, sie aber, sobald er sie erlebt, durch sein ganz anders geartetes Temperament auf die Dauer doch nicht ertragen kann [54]). Auch die Gestalt des Don Carlos entbehrt der Steigerung zum großen Tatmenschen. Dafür aber wächst dieses Selbstbild des Dichters in der Überwindung seiner Liebe in die Bindung an die Aufgaben der Menschheit hinein. Wie schon in den Räubern durch die Größe der sittlichen Verantwortung, so jetzt auch im Don Carlos durch die freiwillige Hingabe an ein über seine Person hinausgreifendes Ideal zeigt sich, wie sein Menschenbild über das Zeitübliche hinaus wächst. Wenn Posa sich gar — schuldlos — für die Menschheit opfert, so hat darin das Ethos Schillers einen großen Schritt vorwärts getan. Posa ist schon ganz nur Schiller. Er ist die erste Gestalt dieser Art in der deutschen Literatur und zugleich der Repräsentant des jungen Schiller am Ausgang seiner Jugend: der idealistische Tatmensch, der unbedingt konsequente Fanatiker der Weltverbesserung und dabei doch die ausgeglichene Persön-

---

[53]) Vgl. dazu Emil Dieckhöfer: „Der Einfluß von Leisewitz' Julius von Tarent auf Schillers Jugenddramen". Diss. Bonn 1902. S. 31, 56 f. u. a. a. St.

[54]) Vgl. Richard Knippel: „Schillers Verhältnis zur Idylle." (= Breslauer Beitr. z. Litgesch. N. F. Heft 8) 1909.

lichkeit von Herz und Verstand — wie Schiller sie auch sein möchte.

Die Bestimmung seiner künstlerischen Aufgabe in den „Künstlern" zeigt dann den Dichter auf der Höhe seines errungenen Standpunkts an der Wende zur praktischen Bewährung, als den Priester der Kunst und darin den Verkünder des Göttlichen.

Aus Unfreiheit ist Freiheit, aus Zweifel und Unlust über sich selbst und seine Welt zur Zeit der Räuber ist Selbstvertrauen und Zukunftsglauben geworden. „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum" (I. S. 28) stand am Anfang — „Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige stehst Du an des Jahrhunderts Neige / in edler stolzer Männlichkeit" (VI. S. 264. V. 1 ff.) steht am Ende.

Wenn wir nun zusammenfassen, so liegt die Tatsache also, daß wir in den Briefen des jungen Schiller eine ausgeprägte Selbstreflexion finden und eine Selbstgestaltung in seiner Dichtung, ganz im Zuge der Zeit. Auch das „Wie" dabei, das sittliche Wollen, das zur Selbstkritik führt, das titanische Kraftgefühl und das Empfinden der eigenen seelischen Labilität ist zeitbedingt. Pietismus, Sturm und Drang und Aufklärung vereinen sich zur Formung seiner Seelenhaltung. Diese Geistesströmungen bestimmen auch stark den Inhalt der Schillerschen Selbstschau.

Es ist ein Verdienst der Arbeit von W. Iffert über den jungen Schiller, gerade auf die Vielfältigkeit und Vielspältigkeit der geistigen Hintergründe bei ihm hingewiesen zu haben. Schiller lernt die geistigen Hauptrichtungen seiner Zeit kennen, durchdenkt und durchlebt sie. Und so mannigfaltig und so verschiedenartig wie ihre Gegensätze sind auch die Widersprüche in seiner Brust — weil er ganz Kind seiner Zeit ist und sie mit der größeren Erlebnisweite des großen Menschen auch ganz erlebt.

Über das Verhältnis des jungen Schiller im einzelnen zu den verschiedenen Geistesströmungen der Zeit und ihren Vertretern stehen die Meinungen der Forscher oft gegeneinander[55]). Für unseren Betrachtungspunkt — und vor allem in unserem Rahmen ist jedoch der Anteil der einzelnen Geistesrichtungen an der inneren Struktur des jungen Dichters weniger wichtig als die Tatsache, d a ß Schiller in seiner frühen Grundhaltung a l l e diese Richtungen irgendwie in sich vereint und so durchaus Kind seiner Zeit ist. Denn erst indem der junge Schiller so ganz Kind seiner Zeit ist und alle Bestrebungen, Spannungen und Sehnsüchte seiner Tage in sich aufnimmt, indem er selbst den Kampf mit allen Widersprüchen um ihn herum in seiner Seele — wie uns seine Selbstbetrachtungen gezeigt haben — ausficht, vermag er Wegweiser und Führer seiner Mitmenschen in die Zukunft zu werden.

---

[55]) Wie z. B. über Schillers Verhältnis zu Rousseau (vgl. W. Liepe. Zeitschr. f. dt. Ph. Jahrg. 51. 1926, S. 299 ff.) — oder zum Sturm und Drang. (Vgl. H. H. Borcherdt u. H. A. Korff.).

Schillers Selbstbetrachtung und Selbstdeutung zeigt so das ernste Ringen um dieses Führertum, das ihm nicht in den Schoß fällt. Bis zum Ende seiner Jugendjahre ist heroischer Kampf um die Erfüllung dieser Berufung die Leitlinie seines Lebens.

In dem Maße aber, wie er in ernster Verantwortung diese Auseinandersetzung von Anfang an führt und durchlebt, ragt Schiller über seine Zeitgenossen hinaus. Und in diesem Umfange ist seine Selbstbetrachtung und Selbstdeutung Ausdruck seiner einmaligen Persönlichkeit — jenseits der zeitlichen Bindungen.

14. Kapitel: Allgemein jugendliche Züge der Schillerschen Selbstschau.

Wir würden der Selbstschau des jungen Schiller nicht ganz gerecht werden, wenn wir nicht auch auf ihre allgemein jugendlichen Züge wenigstens hinwiesen. Denn die Art, wie er sich selbst und die Welt erlebt, trägt vornehmlich jenes allgemeine Gepräge der Entwicklungsjahre.

Wir sind bei unseren Betrachtungen Zeugen des überzeitlichen Reifungsprozesses der jugendlichen Seele mit allen Äußerungen des ringenden Menschen. Man könnte wirklich die Schillersche Selbstbetrachtung ganz unter psychologischen Aspekt rücken und sie aus dem Erlebnis der seelischen und körperlichen Pubertät tiefer verstehen.

Wie alle jungen Menschen dieser Lebensstufe wird auch der junge Schiller wesentlich durch den subjektiven Zug bestimmt. Wir erleben seine Ichfindung, aber auch das Hineinwachsen in die Welt des objektiven Geistes, das ihn erst zum wahren Manne macht. Wir finden in der Labilität der Stimmungen jene schwankende Natur des Gefühlslebens, jenen „Doppelgenuß der Empfindungen" des Pubeszenten, der Freude und Betrübnis [56]) gleichzeitig benötigt und benützt, um die Größe seines Ichs ganz zu erleben. Wir sehen, wie auch der junge Schiller so wie der reifende junge Mensch die Freundschaft dazu braucht, das eigene Hochbild und den Eros der gegenseitigen Emporbildung zu verwirklichen. Wir begegnen dem psychologischen Typus des „ästhetischen Schwärmers", dem Panerotiker, der in der Theosophie des Julius alles Erscheinende als Abbild, Gleichnis und Hülle der Urschönheit empfindet. Wir erleben auch das religiös-sittliche Streben jedes Jugendlichen, das „kämpfende Ethos des fernen Ideals" — bis dann der junge Schiller im Hineinwachsen in die objektive Wertwelt, in der Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit seine männliche Festigkeit und die Reife der Persönlichkeit gewinnt. Wie überhaupt beim Künstler und zumal in einer Epoche, die Tendenzen der Pubertät künstlerisch gestaltet (Sturm und Drang),

[56]) Vgl. Bismarck in den Briefen an seine Braut: Alle Jugend habe das Recht zur Melancholie (nach Eloesser: Die deutsche Literatur. Bd. I. S. 428).

dauert Schillers seelische Reifezeit verhältnismäßig lange. Wir verfolgen sie bis 1788. Ihre Dauer ist einerseits durch die Rückschläge, die ihm die Enttäuschungen des äußeren Schicksals bringen, bestimmt, andererseits aber und nicht zuletzt durch die größere Sendung, die ihn alle Höhen und Tiefen des Gefühls- und Geisteslebens der Zeit erst durchschreiten lassen muß, damit dieser eine für viele die befreiende Losung finde.

Schlußbetrachtung: Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen über die Selbstschau des jungen Schiller. Da drängt sich uns die Frage auf nach dem Wahrheitswert und nach der Bedeutung dieser Selbstzeugnisse sowohl für das wahre Schillerbild als auch für den jungen Menschen unserer Tage.

Was die Wahrheit des Schillerbildnisses in der Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Dichters anlangt — wir glauben daran. Weil wir in Demut uns seiner Dichtung und seinen übrigen Schriften nahen, sehen wir in seiner Selbstdarstellung weder Farce, noch Maske, noch Selbstbetrug [57]).

Wir sehen vielmehr in seiner direkten Selbstbetrachtung — abgesehen von dem durch die äußere Not bedingten Versteckspielen kurz nach der Flucht — lauterste, unerbittliche Wahrheit. Der junge Schiller ist nicht der Mensch, der sich in entscheidenden Dingen, die seine geist-seelische Existenz betreffen, etwas vormacht, und auch seinen Freunden nicht. Seine direkte Selbstbetrachtung ist eher überwahr, als daß sie hinter der Wahrheit zurückbliebe. Sie ist oft gegen das Idealbild des Solls kontrastiert und bestimmt durch das Ungenügefinden an seinem tatsächlichen Sein und Tun. Aber gerade dieser „Ruf an die Wirklichkeit" ist der größte Zug der Selbstschau. Und so liegt die Bedeutung seiner Selbstbetrachtung, ihre Gegenwärtigkeit nicht so sehr in dem „Was" als in dem „Wie" der ganzen Haltung und des ganz persönlichen Charakters. Das „Was" ist durchaus zeitgebunden und vertritt großenteils allgemein verbreitete Gedanken, das „Wie" ist einmalig, groß und vorbildlich. Denn da, wo die menschliche Art in Frage steht, mit der Schiller seine Sendung gegen alle Bedrohung durchsetzt, offenbart sich auch schon in dieser Jugend heldisches Menschentum und darin Erfüllung.

Erst von hier aus ist auch die Selbstdeutung und Selbstgestaltung in seiner Dichtung ganz zu verstehen: Hier hat der zähe Wille des jungen Dichters im Reiche der Kunst eine Realisierung gefunden, die ganz den wollenden Schiller — und mehr als den wirklichen zeigt. Auf den Zielwillen aber kommt es an.

Will man heute das bisherige Schillerbild einer Revision unter-

---

[57]) Kommerell bezeichnet die Selbstcharakteristik des jungen Schiller als Maske. Er leugnet damit ihren Wahrheitswert. Den wahren, „geheimern" Schiller sieht er dagegen nur in der Dichtung. Diese einseitige Interpretation muß seine These vom „Verschwörertum" Schillers stützen helfen. Die idyllische Komponente gerade auch in der Dichtung wird ganz außer acht gelassen.

ziehen, so wird man h i e r den richtigen Ausgangspunkt für eine Vergegenwärtigung des Dichters finden. Dabei besteht in dieser Ausrichtung auf ein absolutes Verpflichtendes, in dieser Härte und dieser ernsten Verantwortung vor sich selbst und seiner Berufung kein — oder doch nur ein gradweiser — Unterschied zwischen dem jungen und dem reifen Schiller. Denn es ist im Grund nur e i n e Linie, in der in stetigem Steigen sich dieser Lebensablauf vollzieht. So dürfen wir in der Selbstdeutung des jungen Schiller einen guten, ja wohl den besten Zugang auch zu dem reifen Schiller und seinem Werk erblicken. Wir sehen dabei in dem Weg über den Dichtermenschen zur Dichtung keinen unfruchtbaren Umweg. Denn im rechten Verstande ist stets das Kunstwerk des gelebten Lebens eine würdige und wertvolle Vorbereitung auf das schöpferisch gestaltete Leben im Werk.

Worin liegt nun Wert und Bedeutung dieser Zeugnisse für den jungen Menschen unserer Tage?

Er liegt — wenn wir noch einmal zusammenfassen — in dieser Gegenwärtigkeit heldischen Ringens, in der Härte und Unerbittlichkeit des Strebens, in der Einheit seines Mensch- und Dichterseins und in der Vereinigung — am Schlusse seiner Jugendentwicklung — von normativem und idealistischem Denken, das auch das Grundziel des modernen Menschen ist.

Besonders in dieser gelebten Ganzheit von Menschtum und Dichtertum, die alle diese Züge erst wirklich und vorbildhaft werden läßt, liegt eine bezwingende Macht. Sie macht Schiller heute zu einem „Wiederkehrenden", wie sie auch in den modernen Dichtergestalten eines R. J. Sorge und Walter Flex, die beide ihr Wollen im Opfer für ihr Vaterland besiegelten, von breiter und tiefer Wirkung ist.

Jenseits von einem überholten Biographismus, aber auch jenseits von bloßer ästhetischer Werkbetrachtung greift die Gegenwart zu solchen Menschen, deren Leben und Künstlertum diese unzertrennbare Einheit bilden. Wir suchen das Verpflichtende, aber auch den Verpflichteten. Denn es gibt für uns keine Größe, der der Wesenszug der als Aufgabe erkannten Bindung fehlt. — Was nützen uns Ideale, die nicht gelebt werden! — Die Trennung von Künstler und Werk war eine notwendige Tat gegen einen schrankenlosen Biographismus — aber nimmt sie nicht, indem sie bloß das Werk kennt, der Totalität gerade solcher Menschen ihre höchste und bezwingendste Wirklichkeit? Wohl stehe immer das Werk im Vordergrund, aber nicht das Werk an sich, sondern der Geist und die Seele des Schöpfers in und mit dem Kosmos des Werkes. — Aber man darf das Erlebnis der Kunst nicht zu einem „akademischen" machen wollen.

„Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität!" (VI. 316).

Der Künstler soll und muß Führer und Vorbild sein nicht nur im rein ästhetischen Bereich, nicht nur in der Feiertagssphäre unseres Daseins, sondern auch immer und überall in unserem

Leben. Der große Dichter soll unsere Zeit für uns deuten, soll uns führen können, d. h. er muß Lösungen zeigen, keinen stimmungshaft empfundenen Tragizismus, keinen hohlen Treibhausoptimismus — Lösungen, die gelebt werden im Zeichen des Opfers, das ihnen allein erst ihre eigentliche Wirklichkeit gibt. — „Wir warten auf einen, der uns unser Schicksal neu deutet, den nenne ich dann Dramatiker und stark. — — — Es ist sehr an der Zeit: Einer muß einmal wieder für uns alle nachsinnen [58])."

Kommen wir von dieser Seite zu Schiller, dann gewinnt gerade seine Jugend für uns Heutige eine überraschende Gegenwärtigkeit.

Die Gegenwart fordert den ganzen und im Vollzug dieser Ganzheit heroischen Menschen, heroisch in der Selbstaufgabe und in dem Einsatz für ein letztes, hohes Ziel. Das heroische Opfer aber sehen wir ebensosehr im Vorleben als im Vorsterben [59]).

Dieses Ethos trägt auch die Selbstbetrachtung und Selbstdeutung des jungen Schiller. Es ist das Ethos des deutschen Menschen, des gotischen Menschen, des ewigen Deutschen.

Immer nach Zeiten des Materialismus wird diese Gesinnung wiederkehren.

---

[58]) R. Sorge: Der Better. 1928(7. 28.

[59]) Vergl. W. Flex: Ges. Werke I. 74. Die Worte Ernst Wurches über den Leutnantsdienst.

Benutzte Literatur.

Schillers sämtliche Schriften. Hist.-krit. Ausgabe. Hrsg. von Karl Goedeke. 1867 ff. Bd. I—VI.

Schillers Briefe. Krit. Gesamtausgabe. Hrsg. von Fritz Jonas. 1892. Bd. 1 und 2.

„Feuertrunken". Schillers Briefe bis zu seiner Verlobung. Hrsg. von H. Brandenburg. 1909. (Bücher der Rose).

Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von M. Hecker. 1909.

Schillers Gespräche. Hrsg. von Julius Petersen. 1911.

Schillers Anthologiegedichte. Krit. Ausgabe von W. Stammler. 1912. (= Nr. 93 der kl. Texte für Vorlesungen u. Übungen. Hrsg. von H. Lietzmann.)

Diezmann, A.: Friedrich von Schillers Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse, geschrieben von ihm selbst. 1862(2.

Doering, H.: Schillers Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen. 1853.

Hofmannsthal, H. v.: Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften. 1926.

Joost, A.: Schillers Persönlichkeit in seinen Briefen. Schulprogramme. Lyck. 1905.

Berger, K.: Schiller. 1924(15.

Fischer, K.: Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. (= Schillerschriften. I.) 1891.

Iffert, W.: Der junge Schiller im geistigen Ringen seiner Zeit. 1926.

Metzker, O.: Der junge Schiller. 1934.

Minor, J.: Schiller, sein Leben und seine Werke. Bd. 1 u. 2. 1890.

Streicher, A.: Schillers Flucht von Stuttgart. 1836.

Weltrich, R.: Friedrich Schiller. Bd. 1. 1885 ff.

Borcherdt, H. H.: Schiller, seine geistige und künstlerische Entwicklung. 1929.

Brandenburg, H.: Schiller, Leben, Gedanken, Bildnisse. 1934.

Cysarz, H.: Schiller. 1934.

Golther, W.: Schiller. 1925.

Kühnemann, E.: Schiller und seine Welt. 1934.

Pongs, H.: Schillers Urbilder. 1934.

Schneider, H.: Schiller, Werk und Erbe. 1934.

Strich, Fr.: Schiller, sein Leben und sein Werk. 1928.

Deubel, W.: Umrisse eines neuen Schillerbildes. Jahrbuch der Goethegesellschaft. Jg. 1934.

Gerhard, Melitta: Wandlung des Schillerbildes in unserer Zeit. Dt. Vjschr. 7. Jg. 1929. S. 123 ff.

Linden, W.: Schiller und die deutsche Gegenwart. Z. f. Dtkde. 1934. H. 8. H. 8.

Vancsa, K.: Schillerliteratur der letzten Jahre. Schwäbischer Schillerverein. R. B. 36. 1932/33.

Witte, A.: Schiller und die deutsche Gegenwart. 1935.

Böckmann, P.: Die innere Form in Schillers Jugenddramen. Dicht. u. Vt. Jg. 35.

Dieckhöfer, E.: Der Einfluß des Julius von Tarent auf Schillers Jugenddramen. Diss. Bonn. 1902.

Enders, Carl: Schillers Führerschaft im deutschen Geistesleben. Festschrift für B. Litzmann. Hrsg. v. C. Enders. 1920.

Fabrizius, H.: Schiller als Kampfgenosse Hitlers. Nationalsozialismus in Schillers Dramen. 1934.

Hauber, G.: Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule. Progr. d. Karlsgymnasiums in Stuttgart. 1898.

Jacoby, D.: Schiller und Garve, eine Untersuchung. Arch. f. Litgesch. Bd. 7. 1878. S. 95 ff.

Jonas, Fr.: Erläuterung der Jugendgedichte Schillers. 1900.

Keller, A.: Die lit. Beziehungen zwischen den Erstlingsdramen Klingers und Schillers. Diss. Bern 1913.

Kommerell, M.: Der handelnde Mensch in Schillers Dramen. 1934.

Knippel, R.: Schillers Verhältnis zur Idylle. 1909. (= Breslauer Beiträge zur Litgesch. N. F. H. 8.)

Liepe, W.: Der junge Schiller und Rousseau. Zeitschr. f. dt. Ph. Jg. 51. 1926. S. 299 ff.

Müller, R.: Schillers lyrische Jugenddichtung in der Zeit der bewußten Nachahmung Klopstocks. 1916.

Spengler, W.: Das Drama Schillers. Seine Genesis. Diss. Lpzg. 1932.

Beyer-Fröhlich, Marianne: Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse. 1930. (in dt. Lit., Sammlung lit. Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, hrsg. von H. Kindermann. Reihe: Deutsche Selbstzeugnisse. Bd. 1.)

Dessoir, M.: Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 1902. Bd. 1.

Greatwood, E. A.: Die dichterische Selbstdarstellung im Roman des jungen Deutschland. (= Neue Forschung. H. 27. Berlin 1935.)

Joel, K.: Wandlungen der Weltanschauung. 2 Bde. 1928/34.

Klaiber, Th.: Die deutsche Selbstbiographie. 1921.

Mahrholz, W.: Deutsche Selbstbekenntnisse. 1919.

Misch, G.: Geschichte der Autobiographie. 1907.

Spranger, E.: Die Psychologie des Jugendalters. 1928(10.

Steinhausen, G.: Geschichte des deutschen Briefes. 2 Bde. 1889/91.

Waetzholdt, W.: Albrecht Dürer und seine Zeit. Berlin o. J. (1936).

Die benutzten Selbstdarstellungen und Briefsammlungen aus dem 18. Jahrhundert sind im Text (Teil III.) angeführt. —

Lebenslauf.

Ich, Werner Busch, wurde am 16. 10. 1910 in Birkenfeld/Nahe als Sohn des Oberpostsekretärs Daniel Busch geboren. Ich bin katholischer Konfession. An dem humanistischen Gymnasium meiner Heimatstadt erwarb ich nach neunjährigem Schulbesuch zu Ostern 1930 das Zeugnis der Reife. Im Sommer 1930 bezog ich — wie zuvor meine beiden älteren Brüder — die Hochschule und zwar studierte ich zunächst in München insbesondere Deutsch, Geschichte und Latein, um dann später vom Latein- zum Geographiestudium überzugehen. Der Reihenfolge nach besuchte ich die Universitäten in München (S.S. W.S. 1930/31), in Kiel (S.S. 1931), Freiburg (W.S. 1931/32), Bonn (S.S. W.S. 1932/33) und Freiburg (S.S. 1933—W.S. 1934/35). Im Januar 1935 meldete ich mich in Karlsruhe zur Prüfung für das wissenschaftliche Lehramt an höheren Schulen. Ich bestand diese im November/Dezember 1935. Seit dem 25. 4. 1936 bin ich Studienreferendar an der Oberrealschule in Oldenburg i. O. Am 11. 11. 1936 unterzog ich mich der mündlichen Doktorprüfung.